

Mehr als Blumen
Zum Valentinstag rät die Psychologin, über Sex zu reden, auch wenn es nicht einfach ist. **HINTERGRUND 3**

Glauben versteckt gelebt
Vier Iraner flüchteten wegen ihrer Religion. Doch die Schweiz will ihnen nicht glauben. **REGION 2**



Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Endlich Papiere
Eine Hausangestellte lebte illegal in Genf. Nun kann sie sich dank «Papyrus» frei bewegen. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

reformiert.

Aargau

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 2/Februar 2020
www.reformiert.info

Der Hass verbreitet sich von Freund zu Freund

Kommunikation In den Sozialen Medien herrscht ein rauer Ton. Leute werden beschimpft, beleidigt, bedroht. Doch hasserfüllte Kommentare und Tweets können juristische Konsequenzen haben.

Die Hemmschwelle, online die verbale Sau rauszulassen, liegt tief. Das machen Zahlen des Vereins #NetzCourage, der sich für Opfer von Internetmobbing einsetzt, deutlich. Auch die polizeiliche Kriminalstatistik von 2018 verzeichnet einen Höchststand an Beschimpfungen und Verleumdungen seit zehn Jahren. Beleidigungen, sexuelle Anspielungen und Drohungen im Netz haben also Hochkonjunktur.

Bekehrte Wutbürger

Sibylle Forrer, Pfarrerin in Kilchberg ZH, weiss, wie es sich anfühlt, online beschimpft zu werden. In den Sozialen Medien äussert sie sich oft pointiert zu aktuellen Themen und erntet dafür auch gehässige Kommentare, Mails, anonyme Briefe mit Beleidigungen gegen sie als Pfarrerin oder Person. Auch solche unter der Gürtellinie.

Das sei unangenehm, Angst mache ihr das aber nicht. «Leute, die schreiben, Frauen wie mich hätte man früher auf dem Scheiterhaufen verbrannt, tun mir einfach nur leid.» Dieser Hass sei nicht gegen sie. «Im virtuellen Raum finden einige ein Ventil, um Dampf abzulassen. Das Echo ist da einfach viel grösser als früher am Stammtisch.»

Nicht alle lassen Hasstiraden einfach so stehen. Jolanda Spiess-Hegglin war 2014 als Zuger Kantonsrätin einer Kampagne vieler Medien ausgesetzt. Seither kämpft sie mit ihrem Verein #NetzCourage gegen Hass im Netz. Rund 200 Anzeigen gegen «Haters» schrieb sie in den letzten zwei Jahren. Rund 70-mal kam es zu einer Verurteilung.

Der raue Ton sei kein Jugendproblem. «Vorab die Generation ab 50 muss lernen, dass Hasstiraden im Netz juristische Folgen haben können.» Auch ihre Schlichtungen seien erfolgreich, sagt Spiess-Hegglin. «Nicht selten sind ehemalige Wutbürger nach einer Aussprache einsichtig und werden sogar Mitglied bei #NetzCourage.» Für Betroffene sei es wichtig, nicht in der Angst zu verharren, sondern zu reden.

Unmittelbare Reaktion fehlt

Als «Onlineaggression» bezeichnet Lea Stahel, Soziologin an der Universität Zürich, alle abwertenden, beleidigenden Inhalte wie Nachrichten, Kommentare, Fotos und Videos, die auf Sozialen Plattformen verbreitet werden. «Hatespeech etwa richtet sich gegen Personen, die beispielsweise aufgrund ihrer religiösen Gruppenzugehörigkeit ange-



Illustration: Anna Hilti

feindet werden.» Ein klares Profil von Hassern gebe es nicht, meint Stahel. Bei den Älteren seien es allerdings deutlich mehr Männer, bei den Jungen gebe es keinen Unterschied zwischen den Geschlechtern. «Das Phänomen geht quer durch die Gesellschaft.»

Wobei weniger der soziale Status eine Rolle spiele als das Wissen um die spezifischen Kommunikationsbedingungen. «Anders als in der analogen Welt spiegelt der Bildschirm keine Reaktion. Alle können alles sagen, ohne Sanktionen fürchten zu müssen.» Das könne positiv sein, aber dazu verleiten, zu viel von sich preiszugeben oder ungehindert Feindbilder zu pflegen.

Das Netz vergisst nicht

Dass das Internet kein rechtsfreier Raum ist, werde den Leuten zunehmend bewusst, sagt Martin Steiger, Anwalt für digitales Recht. «Kommunikation verlagert sich zuneh-

mend in den digitalen Raum.» Das schaffe neue Chancen und Gefahren zugleich. «Durch die grosse Reichweite können Nachrichten im Netz sehr viel Schaden anrichten.»

Die Angriffe lassen sich aber dokumentieren. Ein Screenshot eines beleidigenden Tweets gelte als Beweismittel. «Doch wie im realen Leben sind auch im digitalen Raum Gesetze nicht immer durchsetzbar.» Es sei zeitintensiv und teuer, anonyme Absender zu identifizieren oder Onlineplattformen einzuklagen.

«Obwohl Soziale Netzwerke eigentlich an einem guten Werbeumfeld ohne Hasskommentare interessiert sind, generieren halt extreme Äusserungen viele Klicks.» Der Hass vervielfältigt sich, und er wandert im virtuellen Raum von Freund zu Freund. Martin Steiger rät, sich gegen Online-Hass wenn möglich ein dickes Fell zuzulegen. «Umgekehrt gilt: erst denken und dann auf Posten klicken.» Katharina Kilchenmann

«Leute, die schreiben, Frauen wie mich hätte man früher auf dem Scheiterhaufen verbrannt, tun mir einfach nur leid.»

Sibylle Forrer, 39
Reformierte Pfarrerin in Kilchberg

Kommentar

Versöhnung ist wichtiger als ein neues Netz-Gesetz

Treten neue Probleme auf, erschallt rasch der Ruf nach neuen, schärferen Gesetzen. In Deutschland etwa will Bundesjustizministerin Christine Lambrecht (SPD) im Eiltempo ein neues Gesetz gegen Hasskriminalität im Internet durchbringen. Doch ist hektisches Legiferieren wirklich stets der beste Lösungsansatz?

«Hater» und «Hatespeech» sind jedoch gar keine neuen Phänomene unseres modernen digitalen Zeitalters. Zahlreiche Bibelstellen zeugen davon, dass Verleumdung, Rufmord und Hassrede schon vor Jahrtausenden eine lästige und schadenstiftende Begleiterscheinung im zwischenmenschlichen Umgang waren: «Du sollst nicht als falscher Zeuge aussagen gegen deinen Nächsten», auflegte Gott dem Volk Israel im achten der zehn Gebote. «Wer seinen Hass verdeckt, hat Lügen auf den Lippen, wer aber eine Verleumdung verbreitet, ist dumm», heisst in König Salomos Benimm-Regelwerk (Sprüche 10,18). Neu ist jedoch, dass die Hassreden auf digitalem Weg, in Kommentarspalten und in den Sozialen Medien, so leichtfertig, so anonym, so hemmungslos und so grossflächig verbreitet werden können wie nie zuvor in der Geschichte der Menschheit.

Enthemmte verbale Gewalt

Das geltende Strafrecht ermöglicht es durchaus, Hater rasch zu sanktionieren. Das beweist Hassopfer Jolanda Spiess-Hegglin immer wieder. Ihr Verein #NetzCourage setzt aber der Enthemmung und Entmenschlichung durch verbale Gewalt noch mehr entgegen als Gesetzesartikel. Er setzt gewissermassen auf eine Ent-Digitalisierung: Bei der persönlichen Begegnung mit den Tätern kommt es oft zu Vergleichen, zu Einsicht und Läuterung gar. Damit zeigt sich ein ethischer, ja christlicher Ausweg aus der Hassspirale: Versöhnung. «Abgelegt habt ihr», schreibt der Apostel Petrus im zweiten Brief, «nun alle Bosheit, alle Arglist, Heuchelei und Missgunst und alle üble Nachrede.»



Thomas Illi
«reformiert.»-Redaktor
im Aargau

Ein Meilenstein in der Aargauer Ökumene

Seelsorge Die Römisch-katholische und Reformierte Landeskirche Aargau führen die Seelsorge im Gesundheitswesen künftig gemeinsam. Kirchliche Seelsorge wird an 25 kantonalen und überregionalen Institutionen im Kanton Aargau angeboten: In Spitälern, psychiatrischen Einrichtungen, Pflegeheimen, Reha-Zentren und Spezialkliniken begleiten 30 theologisch und psychologisch ausgebildete Seelsorgende Menschen jeglichen Glaubens in Not. Dass diese Seelsorge nun gemeinsam organisiert ist, ist gemäss den beiden Landeskirchen «ein historischer Meilenstein» und in der Schweiz einzigartig. **aho**

Neun Kirchgemeinden erhalten Beiträge

Finanzausgleich Insgesamt 302 772 Franken werden für 2019 aus dem Finanzausgleichsfonds an neun Aargauer Kirchgemeinden ausbezahlt. Das sind 165 893 Franken weniger als im Vorjahr. Beitragsberechtigt aufgrund der Jahresabschlüsse 2018 sind Aarburg, Densbüren, Gontenschwil-Zetzwil, Murgenthal, Othmarsingen, Reitnau, Rued, Safenwil und Zurzach. Grösste Bezügerin ist die Gemeinde Aarburg mit 80 367 Franken. Vier Kirchgemeinden, die im Vorjahr Beiträge erhalten haben, sind nicht mehr länger beitragsberechtigt, nämlich Birrwil, Kölliken, Thalheim und Uerkheim. **ti**

Werktagsgottesdienste in Wohlen bewilligt

Experiment In der Kirchgemeinde Wohlen dürfen rund acht Sonntagsgottesdienste auf einen Werktag verlegt werden. Der Kirchenrat hat ein entsprechendes Gesuch der Kirchenpflege gestützt auf den sogenannten Experimentierartikel in der Kirchenordnung bewilligt. Ähnlich lautenden Gesuchen wurde zuvor schon stattgegeben, für die Gemeinden Schinznach-Dorf, Umiken, Thalheim und Spreitenbach-Killwangen. Die Mitglieder der Kirchenpflege Wohlen begründeten ihr Gesuch mit dem guten Verlauf der Experimente in diesen Gemeinden. Mit Werktagsgottesdiensten könnte das mittlere und jüngere Alterssegment besser angesprochen werden. Ausserdem sei an Werktagen eine grössere gottesdienstliche Vielfalt bezüglich Liturgie, Musik und Begegnungen möglich. **ti**

EKS für mehr Schutz vor Diskriminierung

Abstimmung Am 9. Februar entscheidet das Schweizer Stimmvolk über eine Ausweitung der Antirassismus-Strafnorm, die verbieten soll, Menschen wegen ihrer sexuellen Orientierung zu diskriminieren. Dagegen ergriff ein Komitee das Referendum, das die Meinungsfreiheit in Gefahr sieht und Zensur befürchtet. Der Rat der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS) unterstützt die Gesetzesrevision: «Werden Menschen gezielt herabgesetzt und diskriminiert, verletzt dies ihre Würde als Geschöpfe Gottes», heisst es in einer Medienmitteilung der EKS vom 20. Januar. Auch in ihrer seit Jahresbeginn geltenden neuen Verfassung hat die EKS in Artikel 10 ein Diskriminierungsverbot festgehalten. **ti**



Shuvan, Kianoosh, Haman und Sharokh Rahimian (von links) möchten nicht in den Iran zurück.

Foto: Daniel Rihs

Wegen dem Glauben alles zurückgelassen

Asylpolitik Vom Islam zum Christentum konvertiert, fürchteten drei iranische Brüder und ihr Cousin um ihr Leben. Doch die Schweiz lehnte ihre Asylgesuche ab. Sie müssten zurückgehen, doch die Angst ist zu gross.

Auf dem Balmberg strahlt die Sonne. Die winterbraunen Wiesen neben dem ehemaligen Kurhaus zittern im Wind. Wäre heute Sonntag, würden Hunderte Tagesausflügler durch die Nebeldecke unten im Tal heraufkommen, um in der Sonne zu spazieren. Das Wander- und Ski-gebiet liegt 35 Postautominuten von Solothurn entfernt.

Shuvan Rahimian hat auch unter der Woche viel Zeit, doch die schöne Natur vermag ihn kaum noch hinauslocken. Seit Oktober lebt der 35-Jährige mit seinen Brüdern Sha-

«Es hiess, ich wüsste zu wenig über die Bibel Bescheid und würde zu gefühllos reden.»

Haman Rahimian
Geflüchteter aus dem Iran

rokh und Kianoosh und mit seinem Cousin Haman im kleinen Zimmer einer maroden Asylunterkunft auf dem Balmberg und dreht in einer dunklen Gedankenspirale.

Bis September wohnten die vier Rahimians in einer Wohnung in Erlinsbach und arbeiteten in einer Fleischfabrik. Bis sie jenen Brief vom Bundesverwaltungsgerichts bekamen. Darin stand, dass das Staatssekretariat für Migration (SEM) ihre Asylträge richtigerweise abgelehnt habe und man deshalb ihre Beschwerde zurückweise. Ihrer Geschichte, sie seien durch die Konver-

sion vom Islam zum Christentum im Iran in Lebensgefahr gewesen, sei unglaublich. Konvertierte Christen seien nicht in Gefahr, solange sie ihren Glauben diskret ausübten und nicht missionierten.

Nach vier Jahren bangen Wartens mussten die Rahimian-Männer Wohnung und Job aufgeben und in die abgelegene Asylunterkunft auf dem Balmberg ziehen. Nun leben sie von acht Franken Nothilfe pro Tag. 7.60 Franken kostet das Postauto, um von dort überhaupt wegzukommen. Die Behörden können sie nicht zwangsausschaffen, sie sollen freiwillig gehen. Doch das werden sie nicht. Die Angst vor der Rückkehr in den Iran ist zu gross.

Immer mehr Verhaftungen

Die armenischen, assyrischen und chaldäischen Kirchen im Iran sind zwar anerkannt. Deren Mitglieder werden jedoch mitunter, etwa bei der Verteilung von Ämtern, als Bürger zweiter Klasse behandelt. Mitglieder neuerer protestantischer und freikirchlicher Bewegungen haben es noch schwerer, da ihre Anbindung an die Mutterkirchen in Europa und den USA der Regierung ein Dorn im Auge ist. Vom Islam zu einer anderen Religion Konvertierte werden nicht anerkannt, nur Konversion zum Islam ist erlaubt.

Gemäss Menschenrechtsorganisationen werden immer häufiger Christen in Gefängnisse gesteckt. Open Doors, ein christliches Hilfswerk, das sich weltweit für verfolgte Christen einsetzt, zählte in den letzten beiden Jahren über 170 Verhaftungen, teils wurden lange Haftstrafen ausgesprochen, in der Regel mit dem Urteil «Verbrechen gegen die nationale Sicherheit».

Auch die Schweizerische Flüchtlingshilfe (SFH) beobachtet in den letzten Jahren einen «dramatischen» Anstieg von Verhaftungen. Eliane Engeler von der SFH sagt: «Wir betrachten die Schweizer Praxis be-

züglich zum Christentum konvertierter Asylsuchender aus dem Iran sehr kritisch. Das Argument, Konvertiten hätten im Iran nichts zu befürchten, wenn sie sich diskret verhalte, ist problematisch.» Müsse jemand seinen Glauben versteckt leben, könne dies zu unerträglichem psychischem Druck führen.

Heimliche Treffen

Das erlebten auch Shuvan, Sharokh, Kianoosh und Haman Rahimian. Haman konvertierte als Ers-

«Wir tauschen uns intensiv über die Bibel aus. Ich hatte nie den leisesten Zweifel an ihrem Glauben.»

Daniel Spreiter
Freie Christengemeinde Aarau

ter 2008, Kianoosh 2012, Shuvan und Sharokh 2014. Sharokh erzählt: «Wir kannten Menschen der Pflingstgemeinde in unserer Stadt Kerman-shah und lernten ihren Glauben kennen. Die Botschaft von Jesus überzeugte uns viel mehr als die Inhalte des Korans.» Nach dem Glaubenswechsel habe es oft Streit mit ihren muslimischen Eltern und den fünf weiteren Geschwistern gegeben, doch die vier Männer rückten nicht von ihrer Überzeugung ab. In Parks und Autos trafen sie sich mit religiös Gleichgesinnten. Die Bibel lasen sie nur heimlich.

Was sie erzählen, steht auch in den Dokumenten des Bundesverwaltungsgerichts. Ebenso die Fortsetzung: Als zwei ihrer Onkel, die den Revolutionsgarden angehören, von der Konversion erfuhren, drohten sie, sie zu verraten, sollten sie dem Christentum nicht abschwören. Trotz dem steigenden Druck liessen sich die vier in der Türkei von einem Priester taufen. Die Videoaufnahmen davon zeigt Sharokh auf seinem Handy. Der Priester bezeugte die Taufe.

Einen Tag nach einer Hausdurchsuchung von Beamten und der Verhaftung dreier Glaubensbrüder verliessen sie im 2015 den Iran. Vierzig Tage waren sie unterwegs, von der Türkei im Schlauchboot nach Griechenland, durch den Balkan in die Schweiz. Doch die Gründe für ihre Flucht nimmt das SEM ihnen nicht ab. «Es hiess, ich wüsste zu untailliert über die Bibel Bescheid und würde zu emotionslos reden», erzählt Haman. Die anderen schildern ähnliche Momente, aus ihren Stimmen klingt die Demütigung.

Argumente lauten ähnlich

Ihre Erfahrung mit dem SEM teilen die Rahimians mit vielen anderen Iranern in der Schweiz. Obwohl die Menschenrechtssituation im Iran prekär ist, wurden 2019 von 593 bearbeiteten Asylträgen nur 97 anerkannt. Anwalt Urs Ebnöther, der die Rahimians und andere Iraner vertreten hat, liest in den negativen Asylentscheiden immer wieder ähnliche Argumente, auch bei Klienten, die wegen politischer Aktivität flüchten. «Oft heisst es, die Aussagen seien zu ungenau, die Beweismittel zu gering oder gefälscht.»

Es sei unrealistisch zu erwarten, Flüchtlinge hätten eine Mappe voller sauberer Dokumente dabei, oft arbeiteten die iranischen Justizbehörden schlampig. Ebnöther erlebte, dass zwei identisch aussehende Dokumente beim einen Klienten akzeptiert und beim anderen als gefälscht beurteilt wurden. «Die Entscheide wirken manchmal willkürlich.» Er kennt viele Iraner, die jahrelang mit Nothilfe ausharren. «Sie fürchten sich zu sehr vor der iranischen Justiz, als dass sie freiwillig zurückgehen würden.»

Mit Hilfe neues Asylgesuch

Im Erlinsbacher Hauskreis, der zur Freien Christengemeinde in Aarau zählt und den die Rahimians besuchen, ist man entsetzt über das Urteil des SEM. Mitglied Daniel Spreiter sagt: «Wir tauschen uns regelmässig über Bibeltexte aus, und ich hatte nie den leisesten Zweifel, dass sie sich in der Bibel nicht auskennen. Für uns sind sie eindeutig gläubige Christen, die eine vertraute Beziehung zu Gott pflegen. Sie sind auch bereit, anderen über ihren christlichen Glauben zu erzählen.» Einige Mitglieder des Hauskreises besuchen die Rahimians weiterhin regelmässig. Spreiter: «Wir können sie nicht im Stich lassen. Sie sind uns zu Freunden geworden.»

Sharokh, Kianoosh, Shuvan und Haman geben noch nicht auf, ein Anwalt bereitet ein neues Asylgesuch vor. Die Ungewissheit kostet sie viel Kraft. Ihnen bleibe als Quelle der Hoffnung oft nur noch das Gebet, sagt Shuvan. Und: «Im Iran hatten wir gute Jobs und wohnten in schönen Häusern. Ich war verlobt. Das gibt man nicht auf, wenn man nicht um sein Leben fürchtet.» Dass ein christliches Land sie zurückweist, verstehen sie nicht. Sharokh sagt: «Im Iran konnten wir nicht mehr leben, weil wir einen anderen Glauben annahmen. Hier können wir nicht leben, weil man uns nicht glaubt.» Anouk Holthuisen

Eine Sprache für die Sinnlichkeit

Partnerschaft Erfüllte Erotik wünschen sich viele Paare nicht nur am Valentinstag. Fachleute raten, sich über Sexualität regelmässig auszutauschen.



Worte finden für etwas, das jenseits der Worte liegt: Hautkontakt, Körpernähe, Zärtlichkeit.

Foto: gettyimages

Am Anfang landeten sie häufig auf dem Küchentisch, wenn sie sich liebten. Nach drei Jahren spürte er kaum mehr Lust. Und sie war gelangweilt, weil es immer nur am Sonntagmorgen eine halbe Stunde lang Sex gab – nach dem immergleichen Muster. Simon Koller und Linda Pfister, die in Wirklichkeit anders heissen, sind keine Einzelfälle. Paarberaterin Margareta Hofmann sagt: «Bei den meisten Paaren ist die Erotik am Anfang lustvoll. Dauert eine Beziehung mehrere Jahre, wird oft ein Partner unzufrieden.»

In Beratungen und Kursen der «Paarberatung und Mediation» in Uster ZH unterstützt Hofmann Paare wie Linda Pfister und Simon Koller. Getragen wird das Angebot von der reformierten und der katholischen Kirche im Kanton Zürich. Wie viele andere schwieg das Paar über seine Probleme. «Dabei ist das Reden über Sexualität wichtig, um wieder emotionale Nähe zu schaffen», sagt die Psychologin.

Glückshormon gegen Stress

Simon Koller fand das zunächst befremdlich: Über Sex sprechen sei unerotisch. Auch die Angst, verletzt zu werden, hindert Paare am Gespräch. «Sexualität ist ein sensibler Bereich, man versucht, sich zu schützen», sagt Hofmann. Oft ermutigt sie Ratsuchende, zuerst herauszufinden, was sie in der Sexualität mögen. «Das ist oft schwerer zu sagen, als was man nicht will, weil man sich exponiert.» Linda Pfister konnte ihrem Partner leicht mitteilen, dass sie Fesselspiele hasst, als er diese Fantasie äusserte. Doch auszusprechen, auf welche Weise sie gerne gestreichelt wird, gelang ihr nicht auf Anhieb. Beide mussten üben, sich gegenseitig unerfüllte sexuelle Wünsche mitzuteilen.

Durch Gespräche wie diese sei zwischen ihnen wieder Sinnlichkeit entstanden, erzählt Hofmann. Sie kuschelten mehr und hatten ab und an sogar wieder schönen Sex. «Und das weckt Lebensfreude, und es ist erst noch gesund.» Studien belegen die positiven Effekte von Umarmungen, Berührungen und Massagen. So wird beispielsweise bereits nach zehn Minuten Körperkontakt das Glücks- und Bindungshormon Oxytocin ausgeschüttet, welches wiederum Stress entgegenwirkt.

Reden über Sex ist laut der Psychologin besonders wichtig, wenn sich das Liebesleben eines Paares verändert. Klassisches Beispiel ist

die Geburt eines Kindes. «Die Sexualität verändert sich dadurch immer. Es ist wunderschön, wenn es einem Paar gelingt, darüber im Gespräch zu bleiben», sagt sie. Aber es ist nicht selbstverständlich: Hofmann berät viele junge Eltern, die sich als Liebhaberinnen und Liebhaber aus den Augen verloren haben.

Zärtlichkeiten im Alltag

Auch Martin Bachmann kennt Paare, die nicht so gut über Sexualität sprechen können. «Die meisten von uns haben das einfach nicht gelernt», meint der Berater im Mannebüro Zürich. Der offene Austausch helfe, das Liebesleben lebendig zu halten. Ebenso wichtig findet Bachmann die nonverbale Kommunikation. Er erzählt von einem befreunden Paar. Der Mann und die Frau blicken sich im Alltag immer wieder in die Augen, berühren sich kurz und umarmen sich. «Wer körperlich so verbunden ist, spricht auch leichter über Sinnlichkeit.»

Doch es gibt auch Männer wie Jan P., der so unsicher und alleine ist, dass er sich in Pornografie verloren hat. In einer von Bachmann geleiteten Gruppe lernt er in einem geschützten Rahmen, über Scham, Lust und die konkrete Gestaltung der Sexualität zu sprechen.

Bachmann sagt, dass junge Menschen besser als früher lernen, über die Sexualität zu sprechen. «Sexualkunde gehört zum Lehrplan der Schulen. Viele tolle Lehrkräfte setzen sich dafür ein.» Wichtig findet der Sexologe aber, «dass junge Leute nicht nur über Risiken im Zusammenhang mit Sex Bescheid wissen, sondern auch Infos über nachhaltigen Genuss und Paarkommunikation erhalten». Sabine Schüpbach

Der heilige Valentin

Der Valentinstag geht möglicherweise zurück auf den heiligen Valentin, Bischof von Terni in Italien. Der christliche Märtyrer soll im 3. Jahrhundert Liebespaare getraut haben. Darunter waren auch Soldaten, die nicht hätten heiraten dürfen. Deshalb soll Valentin auf Befehl des römischen Kaisers Claudius am 14. Februar 269 enthauptet worden sein. Was daran stimmt, ist allerdings nicht so klar, und es gab auch mehrere Heilige namens Valentin, um die sich Legenden ranken. Die katholische Kirche strich den Feiertag 1969 aus dem liturgischen Kalender.

Gefangen in der Angst vor den Anderen

Politik Trotz der schweren Staatskrise in Libanon hofft der Theologe Fadi Daou auf Reformen. Er verlangt das Ende des religiösen Quotensystems.

Fadi Daou ist libanesischer Theologe. Das Gespräch mit ihm findet am 95. Tag der Proteste im Zedernstaat in der Zürcher Heks-Zentrale statt. Daou gibt sich optimistisch: «Vor allem die Jungen gehen auf die Strasse.» Nicht nur in Beirut, sondern landesweit. Endlich werde das korrupte System, in dem Regierung, Armee und Parlament streng nach Religionszugehörigkeit zusammengesetzt sind, infrage gestellt.

Wenige Stunden nach dem Interview werden verstörende Bilder aus Beirut gesendet. Die Polizei feuert mit Tränengas und Gummischrot auf die Demonstrierenden, Protestierende werfen Steine und Feuer-

werkskörper zurück, zertrümmern die Schaufenster der Banken.

Seine Zuversicht lässt sich der katholisch-maronitische Theologe dennoch nicht nehmen. Daou hofft, dass der Widerstand der mehrheitlich friedlichen Protestbewegung nach drei Monaten nicht erlahmt.

Kreislauf der Korruption

Hinter den Attacken auf die Finanzinstitute vermutet Daou Hisbollah-Anhänger. «Sie wollen die Wut von der Politik auf die Banken lenken.» Die Banken haben für das im Sturzflug befindliche libanesisches Pfund eine strikte Limite für den Devisen-umtausch erlassen. Die zentrale Kri-

tik der Demonstrierenden richtet sich laut Daou jedoch gegen das etablierte religionspolitische Proporzsystem. Was lange Zeit als Modell für eine friedliche Koexistenz von Muslimen und Christen in einer Nation betrachtet wurde, bezeichnet der Priester als ein «System der permanenten Selbstbereicherung, das sich nicht selber abschaffen will».

Seit 1943 werden alle wichtigen Stellen im Staat nach religiösen Kriterien besetzt. Die Religionszuge-

hörigkeit bestimmt die Zusammensetzung von Parlament und Regierung. Die religiösen Parteien nominieren auch die Kader der Banken, von denen wiederum Staatsgelder in die privaten Taschen der Politiker verschoben werden.

Fadi Daou erklärt die Korruption am Beispiel des hochverschuldeten staatlichen Elektrizitätswerks. Millionen von Dollar Zinsen kommen den Banken zugute, deren Teilnehmer und Manager selber mit den

Parlamentariern verhandelt sind. «Mit den Zinsen hätte man längst ein modernes Kraftwerk bauen können», kritisiert Daou, der wie viele andere Libanesen unter den Stromunterbrüchen leidet. Die Lücken werden durch private Generatoren überbrückt. Auch an den Generatorfirmen seien Politiker beteiligt.

Millionen von Dollar Zinsen kommen den Banken zugute, deren Teilnehmer und Manager selber mit den



Fadi Daou
Maronitischer Theologe

Spiritualität ohne Grenzen
Lange konnte sich die kleptomane Elite an der Macht halten. Aus Angst vor den Anderen scharten sich Christen, Sunniten, Schiiten und Muslime hinter ihren jeweiligen Parteiführer. «Das zieht nicht mehr, speziell bei jungen Leuten nicht, die nach dem Bürgerkrieg 1991 geboren sind», sagt Daou.

Obwohl in Libanon so vieles in der Schwebe ist, hofft der Theologe auf eine erneuerte, pluralistische Gesellschaft, ohne Religionsghettos. Dafür mit einer «spirituellen Solidarität», die unterschiedliche Gläubige verbindet. Delf Bucher

Interview: reformiert.info/libanon

Max Dohner schreibt für «reformiert.»

Kolumnist Ab dieser Ausgabe von «reformiert.Aargau» schreibt der preisgekrönte Aargauer Journalist und Schriftsteller Max Dohner regelmässig über das «Leben als Singulär».



Prominente Verstärkung: Autor Max Dohner.

Foto: Reto Schlatter

«Den Lebensfächer eines Menschen in seiner Gänze kann man nicht öffnen in einer Kolumne. Aber ich will versuchen, die Essenz zu verdichten, die sich in einer bestimmten Situation zeigt. Und möglicherweise ein kurzes Licht wirft auf den Spiegel einer Seele.» So umreist der 65-jährige Autor Max Dohner sein Kolumnen-Projekt «Leben als Singulär». Es soll eine literarische Abfolge von Kurzporträts werden, die mit dieser Ausgabe im Aargauer «reformiert.» beginnt.

Kolumne im Turnus

Dohners Kolumnen werden sich im Turnus abwechseln mit jenen von Susanne Hochuli («Es ist, wie es ist») und Tim Krohn («Kindermund»). Wichtig ist Dohner der Obertitel – «Singulär»: «Er betont das Unverwechselbare jedes Menschen, selbst wenn sich da auch Lebensmuster zeigen.» Eine Lebensskizze glücke dann, sagt Dohner, «wenn die Essenz einer darin geschilderten Erfahrung auch aufscheint als Transzendenz». Genau das verstehe er als Anspruch von «reformiert.».

Max Dohner ist weit über den Aargau hinaus bekannt als wortgewaltiger Autor und Journalist. Sein Berufsweg führte den Zürcher mit Heimatort Uetikon am See nach dem Studium in Germanistik, Philosophie, Anglistik und Publizistik zunächst in den Lehrerberuf. Jahren als Deutschlehrer an öffentlichen und privaten Schulen in den Kantonen Zürich und Aargau folgte ein fünfjähriger Auslandsaufenthalt in Nicaragua, wo Dohner an diversen Instituten als Sprachlehrer, Dolmet-

«Den Lebensfächer eines Menschen in seiner Gänze kann man nicht öffnen in einer Kolumne.»

Max Dohner
Autor und Kolumnist

scher und Übersetzer arbeitete. 1985 fasste er im Aargau und im Journalismus Fuss. In verschiedenen Redaktionen («Fricktaler Bote», «Badener Tagblatt», «Aargauer Tagblatt», «Aargauer Zeitung») und Ressorts prägte er die Publizistik im Kanton, zuletzt bis zu seiner Pensionierung im Juli 2019 als Autor im Medienunternehmen «CH Media.»

Mehrfach preisgekrönt

Das umfangreiche Werk Max Dohners beschränkt sich aber nicht auf flüchtige Zeitungsartikel: Ab 1985 publizierte er zwei Romane, Betrachtungen zur Liebe und Erzählungen, was ihm zahlreiche Preise, Förderbeiträge und Stipendien einbrachte. 2019 bekam er, als erster Schweizer, den «Premio Masciadri». Auch im Journalismus holte sich Dohner regelmässig Auszeichnun-

gen, darunter den Ostschweizer Medienpreis, zweimal den BZ-Preis für Lokaljournalismus und den Medienpreis Aargau/Solothurn.

Mit der Kirche verbunden

Mit der Zeitung «reformiert.» war Max Dohner viele Jahre lang verbunden, zunächst als Mitglied der Herausgeberkommission und dann der redaktionellen Begleitkommission. Dohners Nähe zur reformierten Kirche zeigte sich auch in einem Beitrag für die 2018 im Theologischen Verlag Zürich erschienene Anthologie «Aargauer Geschichten zur Reformation». Dohners Erzählung «Schlaflos brennen die Wörter» wurde auserkoren als titelgebende Geschichte des Buchs.

Die Idee für die Kolumne «Leben als Singulär» geht zurück auf eine Porträtreihe, die Max Dohner vor vielen Jahren in der AZ lanciert hatte. Der Autor schliesst nicht aus, dass er das eine oder andere Porträt von damals in ganz neuer Fassung nochmals aufgreifen wird. «Aber es werden vorwiegend neue Stoffe sein – Unveröffentlichtes.» Gleichzeitig knüpft das «Singulär»-Konzept damit auch am Erfolg an mit seinem jüngsten Buch «Am Himmel kaum Gefälle»: «Kühn und preiswürdig» fand die Jury des «Premio Masciadri» da insbesondere, dass der Autor in schöpferischer Konsequenz auch Stoffe, die ursprünglich auf Zeitungsreportagen beruhten, neu zu kunstvollen Prosastücken komponiert habe. Thomas Illi

Seite 9 dieser Ausgabe: die neue Kolumne «Leben als Singulär»

INSERTATE

reformiert.

Die App von «reformiert.»
noch heute herunterladen
unter punktsieben.ch

Kirchenvertreter/innen nehmen immer wieder Stellung zu politischen Fragen. Kirchenleitungen und Pfarrpersonen greifen in Abstimmungskämpfe ein.

Wie tagespolitisch darf die Kirche sein?

In kurzen Inputs diskutieren Persönlichkeiten aus Politik, Kultur, Medien und Kirchen an dieser Tagung das Verhältnis von Kirche und Politik. In Ateliers zu aktuellen Themen vertiefen die Teilnehmenden das Gespräch.

Termin: SA 15. 2. 2020, 10.00 – 15.30 Uhr, Kulturhaus Helferei, Zürich
Kosten: CHF 65.— (inkl. Stehlunch); Studierende und Lernende gratis
Anmeldung/Kontakt bis 1.2.2020 an info@paulusakademie.ch
Programm: www.zrwp.ch/veranstaltungen



Universität
Zürich UZH



PAULUS
AKADEMIE
STELLT
FRAGEN
ZUR
ZEIT

 Reformierte
Kirche Aargau

Interdisziplinäre Fachtagung zu Palliative Care:
Was uns Menschlichkeit wert ist

Donnerstag, 12. März 2020
13.30 bis 18 Uhr, pflegimuri, Nordklosterrain 1, Muri

Palliative Care steht im Spannungsfeld zwischen Lebensqualität, Selbstbestimmung und Ökonomie. Wer entscheidet, wer welches Angebot erhält? Welche Rollen spielen wissenschaftliche, medizinische und ökonomische Aspekte? Mit u.a. NR Ruth Humbel, Dr. theol Ruth Baumann-Hölzle (Sozialethikerin), Dr. Severin Lüscher (Hausarzt), Sr. Liliane Juchli (Pflegefachfrau), Max Moor (Geschäftsleiter Spitex Verband Aargau).

Organisation: Aargauer Landeskirchen, palliative aargau und Spitex
Teilnahmekosten: Fr. 120.- (Mitglieder palliative aargau Fr. 90.-),
Info und Anmeldung: www.palliative-aargau.ch



Kloster Kappel

Ein besonderer Weg zur Osterfreude. Fasten, Beten, Malen wie im östlichen Mönchtum, 26. Feb. – 1. März

KlosterTage zu Ostern. Festtage individuell gestalten und doch in Gemeinschaft verbringen, 9. – 12. April
Tel. 044 764 87 84 | www.klosterkappel.ch

Die Kunst, theologische
Texte zu verstehen

Theologie kompakt
Lehrgang ab 28. März

info@fokustheologieref.ch
www.fokustheologieref.ch

Mitmachen
Engagieren Sie sich für Ihre
Mitmenschen im Kanton Aargau

Telefon 062 835 70 40
info@srk-aargau.ch
www.srk-aargau.ch/mitmachen

Schweizerisches Rotes Kreuz
Kanton Aargau 


Partnervermittlung
persönlich - beratend - begleitend
www.zum-du.ch
052 536 48 87


www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

DOSSIER: *Avec-Papiers*

Nach Jahren im Schatten die Eintrittskarte in die Gesellschaft

Migration Virginia Salcedos Weg führte von den Philippinen über Saudi-Arabien nach Genf. Unversichert und ohne Papiere zieht sie die Kinder anderer auf, um den eigenen eine Zukunft zu ermöglichen. Nach zwölf Jahren erhält sie die Aufenthaltserlaubnis.

Text: Cornelia Krause

Illustrationen: Rahel Nicole Eisenring

Virginia Salcedo sitzt vor der Regalwand im schwarzen Ledersessel. Hinter ihr stehen die Bücher ordentlich in Reih und Glied, eine Leselampe verströmt warmes Licht. Es herrscht Wohnzimmeratmosphäre. Bis sich die Glastür öffnet und die nächsten Reisenden hineindrängen, die sich an diesem nebelverhangenen Samstagnachmittag im November einen Kaffee im Genfer Hauptbahnhof gönnen.

Virginia Salcedo hat kein eigenes Wohnzimmer, in das sie Gäste einladen könnte. Ihr Zuhause ist der öffentliche Raum, obwohl er hohe Risiken für sie birgt. In erster Linie die Gefahr, entdeckt zu werden.

Eine einzigartige Initiative

Sie ist eine von geschätzt 13 000 Sans-Papiers, die im Kanton Genf leben. Und eine, die ihre Situation ändern will, dank einer schweizweit einzigartigen Initiative namens «Papyrus»: Die Genfer Behörden ermöglichen seit 2017 Hunderten Papierlosen, ihren Aufenthaltsstatus zu legalisieren. Nach Jahren des Schattendaseins dürfen die Betroffenen offiziell existieren und arbeiten.

Salcedo hat ihren Antrag gestellt und wartet jetzt auf den Bescheid vom Staatssekretariat für Migration in Bern. «Ich will mich beteiligen

«Ich will mich beteiligen und in der Schweiz Steuern zahlen.»

Virginia Salcedo
Hausangestellte

und Steuern zahlen. Ich will Teil dieser Gesellschaft werden», sagt sie, die bereits zwölf Jahre in Genf lebt. Virginia Salcedo sagt aber auch: «Selbst ohne Papiere ist es ein Privileg, hier zu sein.»

Es braucht den Blick in die Vergangenheit, um diesen Satz zu begreifen. Ihr fällt es nicht leicht, darüber zu reden. «Die Erinnerungen wühlen mich auf», sagt sie und nestelt am goldenen Stricktop.

Sie ist eine zierliche, gepflegte Frau: Halblange dunkle Haare, eine violette Brille, Jeans und silberne Glitzersneaker, die Fingernägel trägt sie beige lackiert. Den Kaffee bestellt sie auf Französisch, am Morgen war sie im Sprachunter-

richt. Ihre Geschichte erzählt sie auf Englisch, eine der Landessprachen ihrer Heimat, den Philippinen. Es ist die Geschichte einer Arbeitsnomadin. Vor 59 Jahren kam sie im südostasiatischen Inselstaat zur Welt. Sie ist die Tochter eines Kohlearbeiters, der auch einen Kleinbauernhof besitzt. Das christliche Elternhaus ist streng religiös.

Eltern bestanden auf Heirat

Mit 19 Jahren soll sie gegen ihren Wunsch heiraten. «Ich wusste, das kommt nicht gut mit diesem Mann,

ich bat meine Eltern, davon abzusehen.» Doch die Eltern bestehen darauf. Bald kommen die Kinder, erst vier Jungen, dann vier Mädchen. Und damit der Kampf um den Lebensunterhalt der Familie, dem ihr Ehemann nicht gewachsen ist. «Er trank viel und hangelte sich von Job zu Job», erzählt Salcedo.

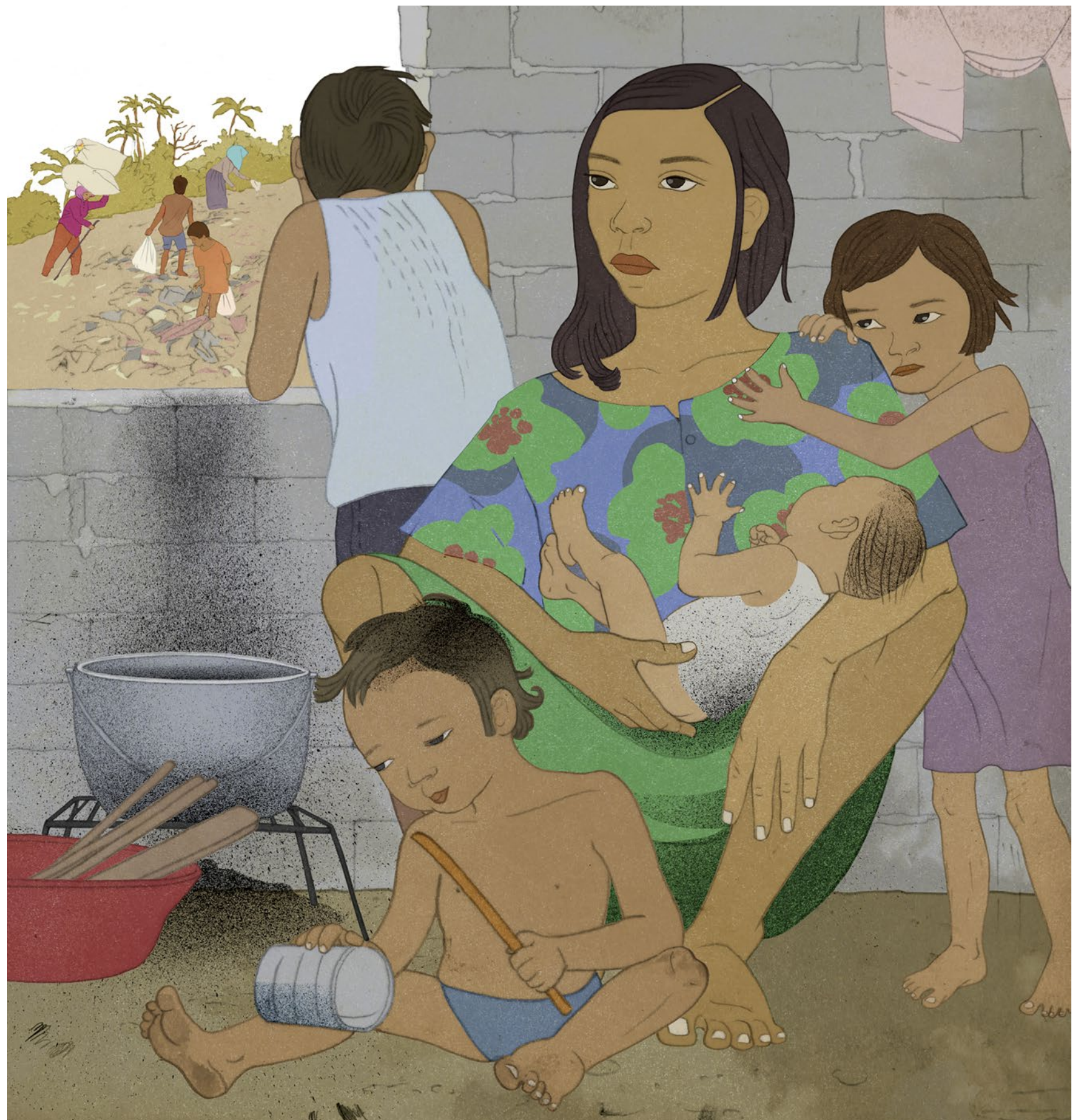
Sie hat gerade das fünfte Kind bekommen, als die Familie ins Visier der kommunistischen Rebellen der New People's Army gerät. Das Ehepaar hatte einen Bibelkreis auf einem nahen Armeestützpunkt be-

sucht. «Für die Rebellen waren wir Verräter.» Anderthalb Stunden bedrohen die Männer die Familie, halten den Eltern Gewehre an die Schläfen. «Das war der schlimmste Moment meines Lebens.» Sie weint.

Sie nimmt ein Taschentuch aus der Handtasche, macht eine Pause, bevor sie weiterspricht. Die Rebellen ziehen ab, wohl aus Angst, dass das Militär der Familie zu Hilfe kommt. Doch das Ehepaar fühlt sich nicht mehr sicher. Es folgen Umzüge von einer philippinischen Insel zur nächsten, mal zieht der Mann

weg und holt die Familie nach, mal lebt das Paar getrennt.

Mit sieben Kindern wohnen sie schliesslich in der Hauptstadt Manila. Der Mann trinkt, verspielt den kärglichen Lohn. Doch eine Scheidung ist keine Option. Bis heute gibt es die Möglichkeit im katholisch geprägten Land nicht. Die Familie lebt in der Nähe von Müllbergen, die älteren Kinder passen auf die Jüngeren auf. Virginia Salcedo verkauft bis spät am Abend Essen am Strassenrand für umgerechnet anderthalb Dollar am Tag.



Vor der Trennung: In Manila lebt die Familie in Armut und ohne Perspektiven.

Das Geld reicht kaum für Baby-nahrung, sie gibt dem Säugling Zuckerwasser. Eines Tages kommt der 8-jährige Sohn, sagt stolz: «Mama, ich kann dir helfen, ich habe ganz viel Geld.» Er hatte auf den Müllbergen Plastikflaschen gesammelt und weiterverkauft. «Der Gedanke, dass meine Kinder dort herumklettern, war mir unerträglich. Ich wusste, es muss sich etwas ändern», erzählt Virginia Salcedo.

Von Armut in Abhängigkeit

Sie zieht zurück aufs Land und bekommt dort das letzte Kind. Als die Tochter sechs Monate alt ist, erfährt sie von der Möglichkeit, in Saudi-Arabien als Hausangestellte zu arbeiten. Legal für 300 Dollar im Monat. Kurz darauf sitzt Salcedo im Flieger, die Kinder lässt sie bei ihrer Schwester und ihrem Mann.

Der Umzug wird für die damals 42-Jährige zu einer Reise aus der Armut in die Fremdbestimmung. Sie ist eine von mehreren Hausangestellten einer schwerreichen Saudi-Familie. Sie putzt das Haus, umorgt die Kinder, ihren Lohn schickt sie auf die Philippinen. Einmal im Jahr fährt sie heim. Das Anwesen in Riad ist gross, aber seine Mauern sind die Grenzen ihrer Welt. Die Frauen dürfen nicht alleine auf die Strasse, ihren Glauben kann sie nicht leben. «Trotzdem hatte ich es gut mit der Familie. Sie waren freundlich.» Die Saudis nehmen Salcedo auf Reisen als Nanny mit. Sie sieht London, Pa-

ris, Madrid. Doch ihren Pass behalten die Arbeitgeber dabei stets ein.

Sie nimmt einen Schluck Kaffee, schaut sich um. Im Lokal herrscht ein Kommen und Gehen, in einer Ecke stapeln sich die Koffer einer kleinen asiatischen Reisegruppe. «Die Schweiz habe ich damals auch besucht.» Denn die Saudis besitzen in Crans-Montana ein Ferienhaus.

Virginia Salcedo ist mehrmals im Wallis, lernt eine Philippinerin kennen, die mit einem Schweizer verheiratet ist. «Sie hat mir gesagt: Bleib hier, du verdienst hier viel mehr.» Doch sie zögert. Denn dann könnte sie nicht mehr nach Hause und wieder zurück in die Schweiz reisen, sie wäre ja illegal im Land. Zudem kann sie sich ohne Pass nicht einmal ausweisen.

Irgendwann brauchen die Kinder in der Heimat Geld für höhere Schule und Studium. «Ich habe damals viel gebetet, Gott um Rat gefragt», erzählt sie. Nach sieben Jahren drücken ihr die Arbeitgeber in Dublin erstmals den Pass in die Hand. Sie soll alleine in die Schweiz fliegen, die Einkäufe aus Europas Metropolen ins Ferienhaus bringen und alles für die Ankunft der Familie vorbereiten. «Da wusste ich, das ist Gottes Zeichen.»

Sie bringt die Koffer nach Crans-Montana. In einem Brief entschuldigt sie sich: Sie müsse das für ihre Familie tun. Dann taucht sie unter. In Genf kann sie in einer Wohnung ihrer Freundin aus Crans-Montana

wohnen. Später zieht sie in ein anderes Studio, teilt sich ein Zimmer mit weiteren Sans-Papiers. Und arbeitet als Hausangestellte und Nanny: ohne Aufenthaltspapiere, weder kranken- noch sozialversichert.

Werbung in Sprachschulen

Nur zwei Tramstationen vom Bahnhofscafé entfernt sitzt Lisandro Nanzer in einem spärlich möblierten Büro. Die Jahre im Nahen Osten, die Flucht in die Schweiz, für den Sozialarbeiter des kirchlichen Hilfswerks Heks ist Salcedos Lebenslauf eindrücklich, aber nicht einzigartig. Vor gut einem Jahr hat sie ihn hier aufgesucht, sie brauchte Hilfe bei der Legalisierung.

Seit die Genfer Regierung im Februar 2017 das Programm «Papyrus» bekannt gemacht hatte, haben Nanzer und seine Kollegin mit anderen Organisationen und Gewerkschaften Hunderte Sans-Papiers beraten, geprüft, ob alle Kriterien für die Legalisierung erfüllt sind, und dann die Anträge an das kantonale Migrationsamt geschickt. Zudem machte der schlanke Mittdreissiger mit argentinischen Wurzeln Werbung für «Papyrus»: in Sprachschulen, Kirchengemeinden und anderen Treffpunkten der Papierlosen.

Nanzer kennt die Abgründe, die sich hinter den Mauern mancher Genfer Villa auftun: Stundenlöhne von zwölf Franken, permanente Verfügbarkeit, 12- oder 14-Stunden-Schichten. Er zieht eine vierseiti-

ge Liste hervor, die ihm eine Hausangestellte von einem Bewerbungsgespräch mitgebracht hat. Es ist eine detaillierte Aufgabenbeschreibung, tägliche, wöchentliche, monatliche Aufgaben.

Es ist so ziemlich alles dabei, was man im Haushalt überhaupt erledigen kann. Vom Staubwischen (auch unter dem Sofa) über das Zubereiten von Fruchtsalat (bevor die Früchte schlecht werden) bis hin zum Putzen der Reitstiefel, wenn die Tochter des Hauses aus dem Stall zurückkommt. Und die allerletzte Aufgabe, wenn alles andere erledigt ist: «Gut Französisch lernen!» Nanzer schüttelt den Kopf, er hat schon viel gesehen, aber diese Unverfrorenheit macht ihm zu schaffen.

Seine Erkenntnisse decken sich mit den Erfahrungen Salcedos. Ihr Lohn schwankte auf die Stunde gerechnet zwischen 11 und 13 Franken, 400 Franken im Monat gingen für die Miete drauf. Sie wechselte mehrmals den Arbeitgeber. Oft arbeitete sie lange Schichten auch in Randzeiten, ohne Lohnausgleich.

Ausbeuterische Arbeitgeber gibt es in allen Berufsfeldern. Sogar Angestellte des UN-Flüchtlingshilfswerks UNHCR sind dem Heks-Mitarbeiter Lisandro Nanzer bei der Arbeit begegnet. «Und die müssten es ja eigentlich besser wissen.»

Die Arbeitgeber können Sans-Papiers sozialversichern, doch nur wenige täten das, sagt er. Ab und an macht er aber auch gute Erfahrun-

gen: «Es gibt immer wieder Arbeitgeber, die faire Löhne zahlen, und solche, die ihre Angestellten bei der Legalisierung unterstützen.»

Ständige Unsicherheit

Wie Virginia kommen die meisten Sans-Papiers mit der Absicht ins Land, wenige Jahre zu bleiben. In der Regel mit konkreten Zielen, etwa Geld für Studiengebühren der Kinder zu verdienen. «Doch dann gibt es immer einen Grund, noch

«Es gibt immer wieder Arbeitgeber, die ihre Angestellten bei der Legalisierung unterstützen.»

Lisandro Nanzer
Heks-Sozialarbeiter

dazubleiben, ein neues Ziel.» So werden aus wenigen Jahren viele. Die vertraglosen Arbeitsverhältnisse bedeuten ständige Unsicherheit. «Es gibt Fälle, in denen Familien der spanischsprachigen Nanny nach vielen Jahren von jetzt auf gleich kündigen, weil die Kinder nun Englisch lernen sollen».

Salcedo war trotz schwieriger Bedingungen mit den meisten Arbeitgebern zufrieden. «Wichtiger als der Lohn ist, dass mich die Familie respektiert.» Nur einmal ging sie von sich aus. Das Ehepaar mit schlossartem Anwesen nahe Genf habe sie «wie ein Tier behandelt». Sie musste gar ihre eigene Flasche mit Trinkwasser mitbringen.

Derzeit arbeitet die Philippinerin für ein Paar mit einem fünfjährigen Sohn. Den Jungen betreut sie, seit er ein Baby war. Sie verdient etwas über 3000 Franken im Monat, den Grossteil schickt sie nach Hause. Vor drei Jahren hat sich das Paar getrennt. Salcedo gab das Studio mit anderen Sans-Papiers auf und zog in die Wohnung der Frau. Rund zwölf Stunden pro Tag kümmert sie sich neben dem Kind um die Haushalte der Eltern. Am Wochenende springt sie ein, wenn die Mutter ausschlafen will. «Ich gehöre ja fast zur Familie, da macht mir das nichts aus.»

Weihnachten zu Hause

Die Teilnahme an «Papyrus» sprach sie mehrfach gegenüber den Arbeitgebern an. «Aber der Mann sagte, das sei zu kompliziert.» Ihm dürfte klar sein: Ist Salcedo den Behörden bekannt, wird er für die illegale Beschäftigung in den letzten Jahren zwar nicht bestraft. Doch ihm drohen Nachzahlungen der Sozialversicherungsbeiträge.

Am Ende meldete sich Salcedo ohne das Wissen des Paares für das Programm an. Sie rang sich auch dazu durch, weil ihre Mutter erkrankte und sie zu Besuch nach Hause wollte. Schon die Anmeldung für «Papyrus» macht es möglich, für ein paar Wochen ins Heimatland und zurück zu reisen.

Weihnachten 2018 sieht Virginia Salcedo nach über zehn Jahren Trennung ihre Kinder wieder. Drei Töchter holen sie am Flughafen ab. Im schummrigen Licht des Terminals habe sie die Mädchen zuerst gar nicht erkannt. «Dann haben sie sich auf mich gestürzt.» Sie lacht und nimmt einen Schluck Kaffee.

«Papyrus» definiert klare Kriterien zur Legalisierung

Dem Genfer Regierungsrat Pierre Maudet diene die «Opération Papyrus» in erster Linie dem Kampf gegen die Schwarzarbeit. Für Gewerkschaften und Sans-Papiers-Organisationen war sie ein Akt der Menschlichkeit. Erstmals ermöglichte ein Kanton in Zusammenarbeit mit dem Bund die breit angelegte Legalisierung von Papierlosen, indem er klare Kriterien für eine Aufenthaltsbewilligung definierte. Normalerweise legalisieren die Kantone allenfalls in nachgewiesenen Härtefällen den Aufenthalt von Einzelpersonen. Nach jahrelangen geheimen Diskussionen mit Sozialpartnern und Nichtregierungsorganisationen wurde «Papyrus» im Februar 2017 vorgestellt. Damals hatte der Kanton in einer Testphase bereits rund 600 Menschen die Aufenthaltsgenehmigung erteilt. Die Voraussetzungen: Die Personen müssen mindestens zehn Jahre im Kanton Genf gelebt haben (Eltern mit Schulkindern fünf Jahre). Sie müssen einen oder mehrere Jobs haben, finanziell unabhängig sein sowie Französisch lernen und ein Strafregister ohne Einträge vorweisen können. Die Unterstüt-

zung der Arbeitgeber ist für den Prozess nicht notwendig. Sie müssen auch keine Strafen infolge der illegalen Beschäftigung fürchten. Allerdings: Nachdem die Aufenthaltsbewilligung erteilt wurde, können die Behörden von den Arbeitgebern rückwirkend Sozialversicherungsbeiträge einfordern. Die Mehrheit der Sans-Papiers wird nach Einschätzung von Hilfswerken und Organisationen von ihren Arbeitgebern nicht versichert, obwohl dies möglich wäre.

Überwiegend Hausangestellte

Einer im Frühjahr 2019 gezogenen Zwischenbilanz zufolge stammen 74 Prozent der «Papyrus»-Anträge von Bewerberinnen aus dem Bereich Hauswirtschaft, 6 Prozent der Teilnehmenden arbeiten in der Gastronomie, 5 Prozent im Bau. Damit nehmen vor allem Frauen am Programm teil. Auch profitieren viele Kinder von «Papyrus». Wie viele Menschen schliesslich eine Aufenthaltsbewilligung bekommen, ist noch unklar. Bei ihrer Zwischenbilanz rechneten die Behörden mit etwa 3500 Personen. Gut 1800 Bewilligungen waren damals schon erteilt, zahlreiche Verfahren waren hingegen noch nicht abgeschlossen. Das Programm «Papyrus» lief auf Ende Dezember 2018 aus, seitdem wird das Prozedere leicht abgeändert weitergeführt. Dabei wurden einzelne Kriterien, etwa mit Blick auf bereits vorhandene Sprachkenntnisse verschärft.

Die Genfer Regierung lässt das Programm mit der Studie «Parchemins» wissenschaftlich begleiten. Forscher der Universität Genf und des Unispitals untersuchen derzeit die gesundheitlichen und sozioökonomischen Effekte der Legalisierung (Interview Seite 8).

Basel will nachziehen

Schätzungen des Bundes zufolge leben in der Schweiz rund 76 000 Sans-Papiers, davon rund 28 000 im Kanton Zürich, 13 000 im Kanton Genf, 12 000 im Kanton Waadt, 4000 in Basel-Stadt und 3000 im Kanton Bern. «Papyrus» könnte grundsätzlich als Blaupause für die Regularisierung dienen. Die grössten Chancen für politische Unterstützung eines solchen Verfahrens sehen Fachleute in stark städtisch geprägten Kantonen. So will etwa Basel-Stadt nachziehen. 2017 forderten dort Parlamentarierinnen und Parlamentarier verschiedene Parteien, dass die Regierung eine Legalisierung von Papierlosen nach dem Muster Genfs prüfe. Die dortige Anlaufstelle für Sans-Papiers reichte daraufhin beim kantonalen Migrationsamt neun Gesuche ein. Sieben wurden bewilligt, zwei sind derzeit noch hängig. «Das zeigt, dass das Prozedere grundsätzlich funktioniert, wieweil die Kriterien streng sind», sagt Fabrice Mangold, Co-Leiter der Anlaufstelle. Im Kanton Zürich lehnt der Regierungsrat eine breit angelegte Legalisierung hingegen ab.

Zum ersten Mal lernt sie ihre neuen Enkelkinder kennen. «Jedes überreichte mir eine Blume zur Begrüssung.» In ihren Augen glänzen Tränen. 23 Personen waren sie bei der Weihnachtsfeier: Kinder und Schwiegertöchter, Enkel. «Es war unbeschreiblich.» Die Familie hält das Wiedersehen in Bildern und Filmen auf Facebook fest. Enkel und Schwiegertöchter posieren mit Salcedo – an der Wand prangen goldene Buchstabenballone: «Welcome Home Mama».

Die Kinder haben für das Wiedersehen T-Shirts gekauft mit der Aufschrift «Family is Love». Und erstmals seit Jahren feiern sie Virginia Salcedos Geburtstag gemeinsam. Sie verlegen die Feier vor. Am eigentlichen Termin Mitte Januar muss sie wieder in der Schweiz sein.

Ein Abbild der Community

Die philippinisch geprägte Gemeinde CCFI teilt ihr an einer Ausfallstrasse gelegenes Gebäude mit einer spanischsprachigen Kirche. An diesem Nachmittag finden sich gut 50 Gemeindeglieder ein. Vorwiegend Frauen, viele davon Hausangestellte – ein Abbild der philippinischen Community in Genf.

Auf einer Bühne singen vier Frauen und ein Mann mit Mikrofonen christliche Popmusik. «God is great.» Virginia singt klar und kräftig mit. Nach zwei Liedern begrüßen sich die Gottesdienstbesucher, viele umarmen sich. Pastor Romeo Matutina hält die Predigt auf Englisch, er erzählt vom Advent als Zeit des Hoffens. «Hoffnung ist der Arbeitgeber, der dir den Job anbietet», sagt er. Und: «Es gibt immer wieder Zeiten, in denen Gott uns prüft.»

Fortsetzung Seite 8

Angst vor den Nachbarn

Für das Treffen hat Virginia Salcedo das Thai-Restaurant im Einkaufszentrum La Praille vorgeschlagen. Hier geht sie manchmal mit Freundinnen essen. Die Geschäfte sind geschlossen, in den Schaufenstern hängen noch die Black-Friday-Plakate neben blinkender Weihnachtsdeko. Das Restaurant ist gegen halb zwölf fast leer. Salcedo hat ihre Freundin Julia Torres (Name geändert) mitgebracht. Auch sie ist eine philippinische Sans-Papiers, die bereits seit 20 Jahren in Genf lebt. Meh-

«Wir haben jahrelang für eine Legalisierung gebetet.»

Romeo Matutina
Pastor CCFI

rere Jahre teilten sie sich ein Zimmer, Salcedo im Stockbett unten, Torres oben.

Virginia Salcedo spricht ein Tischgebet, bedankt sich bei Gott für das Essen und die Gemeinschaft. Für sie sind die Tage am Rande der Gesellschaft vorbei, für Julia Torres sind sie noch Realität.

Am meisten Sorge machen den Sans-Papiers die Nachbarn. Sie befürchten, von ihnen angeschwärzt zu werden, wie Julia Torres erzählt. «Man muss leise sein und unauffällig. Und das, obwohl philippinische Frauen gerne zusammen kochen, viel lachen und auch einmal singen», bestätigt Salcedo.

Bei der Arbeit gibt es strikte Regeln: Die Tür nicht öffnen, wenn nie-

mand erwartet wird. Das Telefon nur annehmen, wenn der Anrufer bekannt ist. Und stets muss im öffentlichen Raum das Abonnement für Tram und Bus griffbereit sein.

Eigene vier Wände, in denen man auch einmal ausgelassen sein darf, in denen man sich sicher fühlt, fehlen. Immerhin darf Salcedo in die Wohnung ihrer Arbeitgeberin hin und wieder Freundinnen einladen, wenn die Frau abends ausgeht. Ein Stück Heimat findet sie zudem in der Kirche, zu der die Frauen nach dem Mittagessen aufbrechen.

Ein Abbild der Community

Die philippinisch geprägte Gemeinde CCFI teilt ihr an einer Ausfallstrasse gelegenes Gebäude mit einer spanischsprachigen Kirche. An diesem Nachmittag finden sich gut 50 Gemeindeglieder ein. Vorwiegend Frauen, viele davon Hausangestellte – ein Abbild der philippinischen Community in Genf.

Auf einer Bühne singen vier Frauen und ein Mann mit Mikrofonen christliche Popmusik. «God is great.» Virginia singt klar und kräftig mit. Nach zwei Liedern begrüßen sich die Gottesdienstbesucher, viele umarmen sich. Pastor Romeo Matutina hält die Predigt auf Englisch, er erzählt vom Advent als Zeit des Hoffens. «Hoffnung ist der Arbeitgeber, der dir den Job anbietet», sagt er. Und: «Es gibt immer wieder Zeiten, in denen Gott uns prüft.»

Fortsetzung Seite 8



Das Haus der Arbeitgeber setzt ihrer Welt enge Grenzen: Virginia Salcedo in Saudi-Arabien.



Offiziell gibt es sie nicht: Virginia Salcedo als Nanny in Genf.

Die Predigt ist nahe an der Lebensrealität der Gläubigen. «Eini-ge sind auf Jobsuche, das Thema ist für sie extrem wichtig», sagt er nach dem Gottesdienst. Ebenso die Bot-schaft, dass sich alles verändern, besser werden kann. «Papyrus» sei ein gutes Beispiel: «Jahrelang haben wir für eine Legalisierung gebetet.»

Matutina wirbt in der Gemeinde für das Programm. Lisandro Nan-zer vom Heks stand schon einmal auf der Bühne des Gemeindesaals. «Aber es gibt auch viele, die die Kri-terien nicht erfüllen, weil sie zu dem Beispiel noch nicht lange genug in der Schweiz leben», sagt Matutina. Die Gemeinde sei Anknüpfungspunkt für viele Neankömmlinge, ein Anker, eine Ersatzfamilie.

Im Foyer gibt es ein philippini-sches Buffet, in Teig gebackene Ba-nanen, gebratene Nudeln. Virginia Salcedo erzählt, wie sie unter der Trennung der Familie litt, die jün-gste Tochter nicht einmal mehr neben ihr schlafen wollte, als sie aus Sau-di-Arabien zu Besuch kam.

Sie hat die Kinder anderer aufge-zogen, die eigenen mussten für sich schauen. «Das war manchmal hart. Aber ich musste das tun, als Mutter ist es meine Aufgabe, den Kindern eine gute Zukunft zu ermöglichen.»

Ihre Söhne und Töchter konnten ein grosses Haus auf dem Land bau-en, ein zweites in der Stadt kaufen, wo viele von ihnen studierten. Zwei Söhne seien IT-Experten, eine To-chter Lehrerin, eine andere Apotheke-rin, zählt sie auf. In ihrer Stimme schwingt Stolz mit.

Als Touristin nach Madrid Heimkehren will Virginia Salcedo noch nicht. Die zwei jüngsten Kin-der sind noch in der Ausbildung, sie muss Geld verdienen. Mittels Vi-deotelefonie und Chat hält sie leich-ter Kontakt zu ihrer Familie als vor 15 Jahren. Ausserdem erreichen sie aus dem Heimatdorf ab und an Bit-ten um Geldspenden etwa für Schul-bücher. «Ich bin froh, wenn ich et-was von dem zurückgeben kann, was ich hier bekommen habe. Die

«Die Schweiz ist ein Segen für mich – mit und ohne Papiere.»

Virginia Salcedo
Hausangestellte

Schweiz ist ein Segen für mich – mit und ohne Papiere.»

Auch möchte sie den neuen Auf-enthaltsstatus für sich auskosten: Als Touristin will sie europäische Hauptstädte besuchen. Als Erstes Madrid, mit einer Freundin.

Zukunftssorgen sind ihr geblie-ben. Sie muss eine neue Stelle fin-den. Nach der definitiven Trennung ihrer Arbeitgeber will der Mann den Lohn nicht mehr zahlen. Sie vermut-et, er wolle vermeiden, für Sozial-versicherungsbeiträge nachträglich zur Kasse gebeten zu werden.

Die Predigt von Pastor Matutina und das Beten um Erfolg bei der Ar-beitssuche haben Salcedo besonders berührt. Sie ist zuversichtlich. «Gott hat mir immer eine Lösung, immer einen Weg gezeigt.» Mitte Januar kommt sie aus den Philippinen zu-rück. Bei Bewerbungsgesprächen will sie nun selbstbewusster auftre-ten, für sich einstehen. «Ich kenne jetzt meine Rechte.»

«Als würde ihre biologische Uhr schneller ticken»

Gesundheit Yves-Laurent Jackson ist am Genfer Unispital für besonders schutzbedürftige Patienten zuständig. Er erforscht, was die Legalisierung für die Gesundheit einstiger Papierloser bedeutet.

Haben Sans-Papiers besondere me-dizinische Bedürfnisse?

Yves-Laurent Jackson: Ja und Nein. Natürlich erwischt sie die Grippe. Oder sie werden schwanger wie an-dere Frauen auch. Aber sie leben unter einem enormen Stress, arbei-ten meist hart und sind mit perma-nenter Unsicherheit konfrontiert. Chronische Krankheiten wie Diab-etes zeigen sich früher oder treten gehäuft auf. Als würde ihre bio-logische Uhr schneller ticken. Der Stress und die oft jahrelange Tren-nung von der Familie schlagen auf die Psyche. Das Umfeld beeinflusst die Gesundheit stark.

Sie forschen, ob sich die Legalisie- rung auf die Gesundheit auswirkt. Welche Erkenntnisse gibt es?

Noch ist es zu früh für eine Bilanz, viele, die an unserer Studie teilneh-men, stecken noch im Prozess der Legalisierung. Aber wir sehen, dass die Menschen sich gesundheitlich

besser fühlen, je näher sie der Auf-enthaltsbewilligung kommen. Sie haben mehr Zuversicht in die Zu-kunft, Zugang zu mehr Ressourcen und mehr Stabilität. Sie können Plä-ne schmieden, Beziehungen einge-hen. Sie müssen nicht mehr nur von Tag zu Tag leben. Und dass sie wie-der ihre Familie besuchen dürfen, ist sehr wichtig.

Das klingt doch ermutigend.

Stimmt. Es ist eine Verwandlung, sie schlüpfen in eine neue gesell-schaftliche Rolle. Aber die Euphorie könnte sich als Strohfeuer erwei-sen. Denn selbst wenn diese Men-schen aus dem Schatten ins Licht treten und sich die Rahmenbedin-gungen verbessern: Sie sind noch immer unten auf der sozialen Lei-ter. Viele arbeiten nicht in dem Job, für den sie qualifiziert sind, sie können sich oft keine eigene Woh-nung leisten, daran ändert auch der Aufenthaltsstatus wenig.

Genf geht bei der Versorgung von Unversicherten einen anderen Weg als die übrigen Kantone. Warum?

Der Zugang zum Gesundheitssys-tem ist eine Frage der Ethik und der Menschlichkeit. Wir wollen, dass versicherte und unversicherte Per-sonen gleich gut behandelt werden. Genf hat anders als die meisten Kan-tone die medizinische Versorgung von Unversicherten nicht an Orga-nisationen ausgelagert. Sie erfolgt im öffentlichen Gesundheitssystem. Wir betreiben eine Praxis im Stadt-zentrum. Dort schauen sich ausge-bildete Pflegefachleute die Patienten an und vermitteln sie wenn notwen-dig an uns Ärztinnen und Ärzte im Krankenhaus weiter.

Wer kommt für die Kosten auf?

Einen Teil übernimmt der Kanton. Die Menschen sollen früh kommen, denn wenn sie den Arztbesuch her-auszögern, wird die Behandlung nur schwieriger und teurer. Je nach

Einkommen zahlen die Patienten dazu. Wir animieren sie, sich kran-kenzuversichern. Das ist für Sans-Papiers möglich, viele wissen es nur nicht. Oder sie scheuen die re-gelmässigen Kosten, die ein finan-zielles Risiko darstellen in einem un-sicheren, oft schlecht bezahlten Job.

Interview: Cornelia Krause



Yves-Laurent Jackson

Der Mediziner unterrichtet an der Uni-versität Genf und leitet am Unispital die Abteilung für besonders schutz-bedürftige Patienten. Im Rahmen der vierjährigen Studie «Parchemins» befragt er rund 460 Sans-Papiers zu ihrem Gesundheitszustand. Zwei Drittel legalisieren ihren Status.



Legal im Land: Doch noch ist die Zukunft für die Philippinin ungewiss.

Als Furna von sich reden machte

Frauenpfarramt Die Bündner Gemeinde Furna wählte 1931 gegen den Willen der Kirchenbehörden Greti Caprez-Roffler zu ihrer Pfarrerin. Über den aufsehenerregenden Entscheid hat ihre Enkelin nun ein Buch geschrieben.

Da stand eines Tages im April 1932 ein kleines Mädchen vor der Tür des Pfarrhauses von Furna und kramte aus seinem Rucksack eine grosse Summe Geld: 2500 Franken. Der Aktuar der Kirchgemeinde hatte seine Tochter zur Pfarrerin geschickt, mit dem Lohn für ein ganzes Jahr. Und das, weil der Bündner Kirchenrat gedroht hatte, das Vermögen der Kirchgemeinde Furna zu sperren, solange diese widerspenstigen Bergler darauf beharrten, eine Pfarrerin zu beschäftigen.

Diese Anekdote ist seit Langem bekannt. Jetzt hat sie die Journalistin Christina Caprez im Buch «Die illegale Pfarrerin» in einen grösseren Zusammenhang gestellt. Jene Theologin und Pfarrerin, Greti Caprez-Roffler, die von 1906 bis 1994 lebte, und die damals für viel Aufregung gesorgt hatte, ist die Grossmutter der Autorin. Sie hinterliess unzählige Dokumente, Briefe, Tagebücher, Zeitungsausschnitte – ein wahrer Schatz für die Recherchen der Enkelin. Auch Gespräche mit Zeitzeugen – betagte Gemeindeglieder aus Furna und Familienangehörige – trugen bei zum Bild jener mutigen, umstrittenen Frau und den bitteren Auseinandersetzungen um das Frauenpfarramt.

Von Vater unterstützt

Widersprüchlichkeit – das ist es, was in diesem Konflikt immer wieder auffällt. Da ist zum Beispiel Grets Vater, ein Bauernsohn aus dem Bergdorf Furna, der studieren durfte, allerdings nicht Mathematik, wie er es sich wünschte, sondern «nur» Theologie – wegen der Stipendien. Aber er wird ein einflussreicher Pfarrer und will nun, dass seine älteste Tochter den gleichen Weg geht. Nur zögernd beginnt sie das Studium. Aussichten auf ein reguläres Pfarramt hat sie sowieso nicht. Überhaupt weiss Greti nicht, ob sie diesen Weg gehen will. Predigen? Lieber nicht! Oder vielleicht doch? Aber sie darf ja gar nicht!

Als sich Greti in den Bündner ETH-Studenten Gian Caprez ver-



Die Pfarrerin Greti Caprez-Roffler, 1906–1994.

Foto: Nachlass Greti Caprez

liebt wird die Angelegenheit noch komplizierter. Einerseits ist Greti äusserst zielgerichtet, andererseits hin- und hergerissen zwischen ihren persönlichen Wünschen und den gesellschaftlichen Vorgaben.

Da Gian Caprez eine Stelle in Brasilien in Aussicht hat, heiraten die beiden und ziehen nach São Paulo. Greti hat eine klare Vorstellung: Sie will sich dort auf die theologischen Prüfungen vorbereiten, schwanger werden, heimreisen, die

Examen ablegen und ihr Kind zur Welt bringen. Und tatsächlich: Es klappt alles, genau so.

Mütter sollen nicht arbeiten

Dann das Unerhörte: Die Gemeinde Furna stellt Greti Caprez als Pfarrerin an. Gegen den Willen des Bündner Kirchenrates. Das zeugt vom Selbstbewusstsein und dem Starrsinn der Dorfbewohner – aber es ist auch vorteilhaft für die Gemeinde: Sie muss nur einen Frauenlohn

zahlen. Nachdem die Kasse gesperrt wird, arbeitet Greti gratis.

In den Kantonen sind die Bedingungen für die Berufstätigkeit von Theologinnen unterschiedlich, doch vom Pfarramt sind sie überall ausgeschlossen, der Widerstand der Gemeinden und Pfarrer ist stark. Unter den Frauen herrscht kaum Solidarität. Unverheiratete Theologinnen wollen die Chancen für sich behalten und lehnen die verheirateten Kolleginnen deshalb ab. So schreibt die Theologin Dora Scheuner: «Die berufstätige Frau bedeutet einen Notstand für die Familie, der nicht zur Regel werden darf.»

Auch Greti leidet unter diesem «Notstand»: Ihr Mann muss im Engadin den Lebensunterhalt verdienen und kann die Familie nur am Wochenende besuchen. 1934 zieht das Paar, nun mit zwei Kindern, nach Zürich. Auch Gian Caprez studiert nun Theologie. Aber ein partnerschaftliches Pfarramt bleibt ein Traum. Die Gesetze, die Menschen in den Kirchgemeinden und auch die Paarbeziehung verhindern es.

Vorbilder wider Willen

Die Geschichte von Greti Caprez weckt widersprüchliche Gefühle: ein Unbehagen den damals so selbst-

«Die berufstätige Frau bedeutet einen Notstand für die Familie, der nicht zur Regel werden darf.»

Dora Scheuner
im Kirchenblatt für die ref. Schweiz

verständlichen Werten und Rollenvorstellungen gegenüber, Hochachtung und Mitgefühl für jene, die den Kampf für die Gleichberechtigung durchgetragen haben, gegen die äusseren und ihre eigenen inneren Widerstände. Vorbilder wider Willen waren sie, und dabei wären sie doch lieber ganz gewöhnliche Frauen und Männer gewesen, so wie wir es heute sein können, auch dank ihnen. Käthi Koenig

Christina Caprez: Die illegale Pfarrerin.
Limmat-Verlag, 2019, 286 Seiten, Fr. 44.–.

Leben als Singulär



Regina – kaum Licht, aber das ist es nicht

Von Max Dohner

Regina sieht nie Himmelslicht. Sie arbeitet den Tag lang im McDonald's von Shoppy-Ville und sagt: «Man gewöhnt sich dran.» Gegen den Lichtmangel im Winter schluckt sie Vitamin-D-Kapseln – «geschmacksneutral», wie die Pharmafirma schreibt. Nun würde auch bleiches Tageslicht genügen; morgens und abends, auf dem Weg jeweils zur Arbeit; das sagen Schlaf Forscher. Warum Regina müde ist, oft depressiv – das weiss sie nicht oder will es nicht wissen.

Was die Kunden ordern im Shoppy-Ville, indem sie eine Stelle auf dem Computerbildschirm betatschen, serviert Regina, sobald die Bratküche das gewünschte Menü ausspuckt. Nummern helfen, jedes Tablett zu den richtigen Leuten zu tragen: Nummern auf dem Tablett, gleiche Nummer auf dem Kassencoupon und gleiche Nummer auch bei den Ungeduldigen am Tisch, auf Aufstellern in Acryl.

Zwei Schulschwänzer, 14, 15 Jahre alt, setzten sich in die Plastiklounge. Ihr Kassencoupon glich einer Papierschlange. Sie hatten Mordshunger oder Mordslangeweile und eine Idee: Sie stülpten ihre Acrylaufsteller am Tisch übereinander: Nummer 37 über Nummer 34 sah jetzt wie eine Bestellzahl aus. Lahm grinsend, warteten sie.

Regina übernahm Tablett 34 und lief los. Zuerst rundum im Lokal, dann hinaus in den «Shoppy-Garden», wo alle Imbissbuden ihre Plastikstühle durcheinanderstellten. Keine Nummer 34 weit und breit. Regina ging wieder hinein, suchte abermals im «Garden» und kam, langsamer werdend, zurück. Ihr Ausdruck im Gesicht war arglos, dann verwundert, schliesslich ratlos: Computer irren sich doch nie?

Die Bengel langweilten sich bald, schoben die Acryltafeln auseinander, als Regina noch herumstolperte mit dem Tablett, ahnungslos, dass sie gedemütigt wurde zum Zeitvertreib. Nummer 34 nicht sofort entdeckt zu haben, hielt sie für eigenes Ungeschick. Da hatten die Bengel, die Finger voll mit Mayo und Ketchup, die Geplagte im Kopf schon gelöscht.

Trübes Licht allein ist wirklich nicht der Grund.

Max Dohner ist Schriftsteller und Journalist, zuletzt als Autor der «Aargauer Zeitung». Für seine belletristische Arbeit wurde er mehrfach preisgekrönt. Foto: Reto Schlatter

Gfröits

«Ich freue mich über die Hilfe und dass ich jemanden mehr aus der Nachbarschaft kenne»

Bin am Abend unterwegs nach Hause mit meinem zweijährigen Sohn, der auf keinen Fall in den Kinderwagen will und tobend auf dem Trottoir liegt. Sobald ich den Kinderwagen anfasse, wird die Wut nur noch grösser. Ich weiss nicht, wie ich den Weg nach Hause schaffen soll! Ein Passant fragt mich, ob ich Hilfe brauche. Ich sage, ja, bitte stossen Sie den Kinderwagen, sodass ich mein Kind in beiden Armen tragen kann. Ich hebe meinen Kleinen auf, der sich sofort beruhigt. Es stellt sich heraus, dass der Passant mein Nachbar von gegenüber ist, den ich noch nie gesehen habe. Er habe selbst auch ein Kind und kenne diese Situationen. Zu Hause angekommen, freue ich mich über die angebotene Hilfe und darüber, dass mein Kleiner sich beruhigt hat – und dass ich jemanden mehr aus der Nachbarschaft kenne!
Céline Morgan, Genf

Zufällig war mir letztes Jahr mein Portemonnaie in die Hände gekommen, das ich als Kind im Handwerken-Unterricht «glismet» hatte. Ich erinnerte mich daran, dass ich vor 50 Jahren in Jegenstorf in die erste Klasse kam. Das Portemonnaie in der Hand, beschloss ich, meiner damaligen Lehrerin einen Brief zu schreiben. Ich hoffte zwar, dass sie zurückschreibt, hätte aber nie mit einem so erfreulichen Antwortschreiben gerechnet. Ihr schöner Brief hat mich dazu bewegt, sie anzurufen und bei ihr auf einen Kaffee vorbeizugehen. Wir haben uns beim Treffen ausgiebig über die Klassenkameraden aus dem Jahr 1969 unterhalten. Zu einigen halte ich noch heute Kontakt.
Markus Thomann, Seon

Auf der Tessiner Alp, wo meine Familie seit Jahrzehnten in den Ferien weilt, gab es kein Wasser.

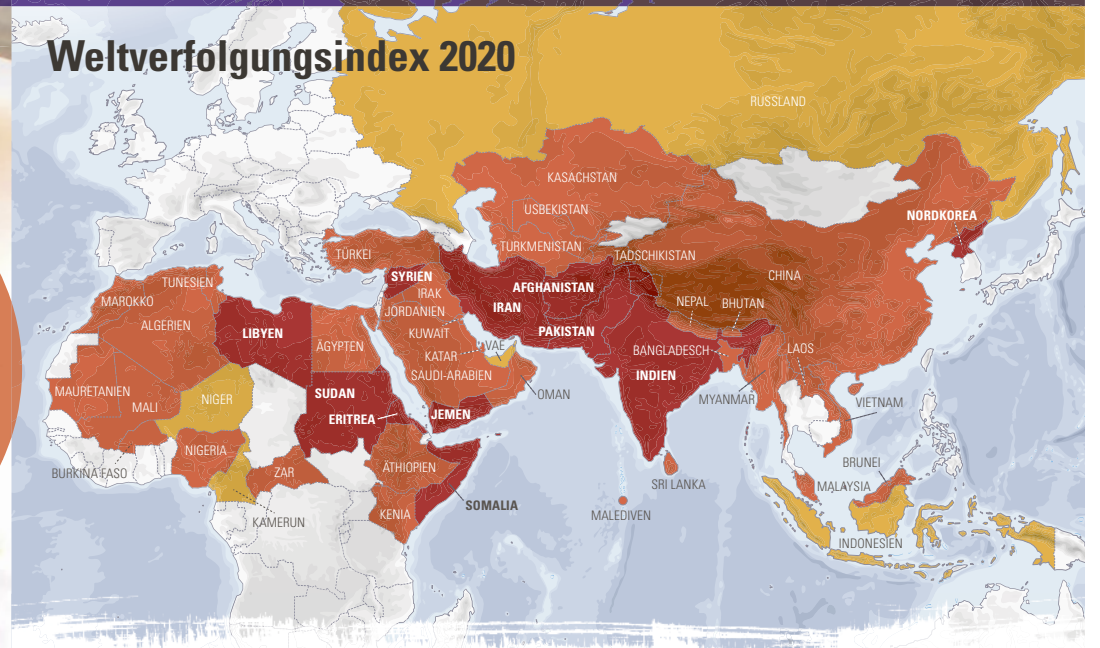
Der Brunnen blieb trocken – bei allen an dieser Leitung hängenden Rustici. Die Gemeinde hatte das Wasser abgestellt, fanden wir heraus. Doch dann kam Daniele. Der eher bärbeissige Einheimische, selbst im Gemeinderat, aber nicht gut zu sprechen auf die Bürokratisierung, setzte an diesem Sonntag alles und sich selbst in Bewegung, um das Wasser zum Laufen zu bringen. «Io sono amico con tutti qua», er sei hier mit allen befreundet, fand er lapidar.
Marius Schären, Redaktion Bern

Haben Sie im Zug etwas Schönes erlebt, in der Nachbarschaft Nachahmenswertes beobachtet, in einer misslichen Situation spontane Hilfe bekommen? Oder einen wunderbaren Moment erlebt? Schreiben Sie uns in kurzer Form (max. 450 Anschläge inkl. Leerzeichen): gfröits@reformiert.info, Betreff «Gfröits». Über Kürzung und Veröffentlichung entscheidet die Redaktion.

«260 Millionen Christen weltweit leiden schwere Verfolgung. Zusammen können wir uns einsetzen und die Not lindern.»



Seit 1955 hilft Open Doors verfolgten Christen in heute über 60 Ländern mit Schulung und sozio-ökonomischen Projekten.



Auf www.opendoors.ch/index können Sie:

- » **Sich informieren:** Erfahren Sie mehr über verfolgte Christen und verbinden Sie sich mit ihnen durch Gebet.
- » **Spenden:** Unterstützen Sie aktuelle Projekte dort, wo die Christen am meisten verfolgt werden.
- » **Spendenkonto Open Doors (Nothilfe)**
IBAN CH20 0900 0000 1027 4393 2 (Postfinance)
Postkonto: 10-274393-2



Open Doors
Im Dienst der verfolgten Christen weltweit

Open Doors **Schweiz** | Prax Roussy 4b | CH-1032 Romanel s/Lausanne
+41 21 731 01 40 | info@opendoors.ch | www.opendoors.ch

kultour
[WWW.KULTOUR.CH](http://www.kultour.ch)

Wandern durch Samarien

20. – 28. APRIL 2020
Mit Daniel Aebersold

Balkan - Reiz des Unbekannten

25. MAI – 5. JUNI 2020
Mit Pfr. René Meier

Musikreise Italien

3. – 8. JULI 2020
Mit Pfr. Beat & Airi Rink

Kreuzfahrt Alaska

31. JULI – 12. AUGUST 2020
Mit Ruedi Josuran

PFARRBERUF FÜR BERUFSLEUTE

Sie suchen eine neue Herausforderung und sind interessiert an Lebensfragen, Theologie, Geschichte und Sprachen. Wir führen Sie zum Theologiestudium an der Universität Bern oder Basel.

Informationsanlass 18. Februar 2020

Campus Muristalden, Muristrasse 8, 3006 Bern
19:30 - 20:45 Uhr, Trigon Raum 1.11

Anmeldeschluss 15. März 2020

Ausbildung ab August 2020

Information und persönliche Beratung

www.theologischeschule.ch

079 362 7370 / info@theologischeschule.ch

50 Jahre

**Kirchlich-Theologische
Schule 1969-2019**

Einladung zur Jubiläumsfeier
am Samstag, 25. April 2020

reformiert.

**Folgen Sie uns auf
[facebook/reformiertpunkt](https://www.facebook.com/reformiertpunkt)**

Tipps

Weltgebetstag

Beten für die Frauen in Zimbabwe

Für den Weltgebetstag 2020 haben Frauen aus Zimbabwe die Liturgie geschaffen. Sie berufen sich auf Jesu Aufforderung an einen Gelähmten: «Nimm deine Matte und geh!» und bringen diese Worte in Beziehung zu ihrem eigenen schwierigen Alltagsleben, das geprägt ist durch Armut, Ungleichheit und Korruption. Ihre Anliegen werden in christlichen Gemeinden rund um die Welt aufgenommen und in gottesdienstlichen Feiern vertieft. kk

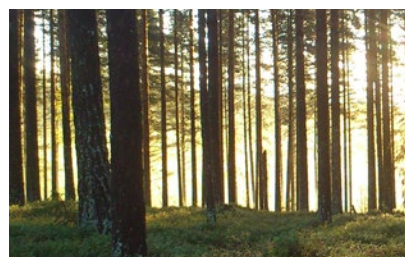
Feiern zum Weltgebetstag, 6. März 2020, in vielen Schweizer Gemeinden.



Zimbabwes Frauen wollen nicht resignieren.

Foto: zvg

Workshop



Lernen im Wald

Foto: zhrefch

Der Wald braucht unseren Schutz

Mehr als ein Waldspaziergang ist das Angebot vom Naturama Aarau: In Workshops erleben die Teilnehmenden den Lebensraum Wald, unter anderem auch seine starke Gefährdung durch den Klimawandel. Ein Angebot in Zusammenarbeit mit «Brot für alle». kk

Waldanlass, 29. Februar, 10–16 Uhr, Naturama, Aarau. Kosten: Fr. 40.–, inkl. Lunch. Anmeldung: www.naturama.ch

Gedichtband



Ulrich Knellwolf

Foto: Niklaus Spörri

Mit Gedichten dem Tod entgegnetreten

Ein gefälliger Reimemacher ist er nicht, der Theologe und Schriftsteller Ulrich Knellwolf. Seine «Gedichte von Gott, vom Tod und von der Auferweckung» sind widerspenstig, sie begehren auf, stören das Versmass und wollen sich nicht abfinden mit dem Lauf der Dinge und den einfachen Antworten. kk

Ulrich Knellwolf: Mach dir keinen Reim. TVZ, 2010, 100 Seiten, Fr. 24.80.

Agenda

Gottesdienste

Waldgottesdienst

Am Lagerfeuer singen, beten und zuhören – ein Gottesdienst für Familien und Naturliebhaber.

Sa, 15. Februar, 17 Uhr
Beim Waldhaus, Muhen

Anschliessend Wurst und Tee zum Selbstkostenpreis.

Namenlos – neuer Gottesdienst

Feiern. Loben. Beten. Gemeinsam. Fünf Mal mal im Jahr soll eine neue Form von Gottesdienst gefeiert werden, mit moderner Musik, Filmclips, Theater und Stationen. Neue Ideen sind sehr willkommen. Mit Kinderhütendienst und Mittagessen. Verantwortlich: ein Team mit Pfr. Markus Opitz.

So, 16. Februar, 10.30 Uhr
Ref. Kirche Villmergen

Gottesdienst für Gehörlose

Gemeinsam mit der hörenden Gottesdienstgemeinde Brugg.

So, 16. Februar, 11 Uhr
Kath. Kirche St. Nikolaus, Renggerstrasse 5, Brugg

Fasnachtsgottesdienst

Musikalische Begleitung durch die Guggenmusik Sürmelgugge, Magden. Mit Pfrn. Stefanie Schmid.

So, 23. Februar 10 Uhr
Kirchgemeindehaus Gässli, Juchstrasse 27, Magden

Treffpunkt

Autobiographie-Schreibkurs

Impulse und Rüstzeug für autobiographisches Schreiben. Leitung: Graziella Jämsä, Journalistin.

Mi, 12.2./19.2./26.2./4.3./11.3.
13.30–15.30 Uhr

Altes KGH Gontenschwil

Kosten: Fr. 145.–. Anmeldung:
elsbeth.haefeli@kirche-gz.ch

Repair-Café

Mit der Hilfe von Freiwilligen können die Besucher im Repair-Café ihre defekten Gegenstände reparieren. Werkzeuge stehen zur Verfügung.

Einmal pro Monat, jeweils samstags
– Sa, 15. Februar, 10–15 Uhr
– Sa, 21. März, 10–15 Uhr

Alterszentrum Suhrental, Birkenweg 5, Schöffland

repaircafe.schoeffland@gmail.com

Vernetzung Freiwillige im Asylbereich

Austauschplattform für alle, die sich freiwillig für geflüchtete Menschen der

Region einsetzen, sei das privat oder in einer Organisation. Im Jahr 2020 geben Fachpersonen an fünf Abenden Inputs zu einem für die Asylarbeit relevanten Thema. Dazu Gelegenheit zum Austausch

Mi, 19. Februar, 18.30 Uhr
Ref. KGH, Baden

Susanne Widmer, Gemeindegamimatorin,
056 200 55 11, susanne.widmer@ref-baden.ch

Morgenpilgern in der Fastenzeit

Jeden Freitag in der Fastenzeit ab 7 vor 7 während einer Stunde in der Gegend von Brugg pilgernd unterwegs. Am Anfang in der katholischen Kirche eine Besinnung zum Hungertuch, Stille und Gespräch. Nach dem Pilgern um 8 Uhr Ausklang bei Kafi und Gipfeli für alle, die noch Zeit und Lust haben. Mitwirkende: Pfr. Rolf Zaugg, Agnes Oeschger, Simon Meier.

Ab Fr, 28. Februar, 6.53 Uhr,
jeden Freitag in der Fastenzeit
Treffpunkt: Kath. Kirche Brugg

Vorträge, Workshops

Mit Kindern und Jugendlichen Gebets-
texte verfassen

Wie leiten catechetisch Tätige Kinder und Jugendliche zum Formulieren von Gebeten an? Mit welchen Methoden helfen sie ihnen, den eigenen Gedanken und Ideen auf die Spur zu kommen und ihnen eine Sprache zu geben? Was sind die Anforderungen an ein gottesdienstliches Gebet, und welche Spielformen gibt es dazu? Leitung: Pfr. Daniel Hubacher, Nydegg Bern, Ausbildungspfarrer, Unterrichtender auf allen Stufen.

Mi, 4. März, 17.30 – 21 Uhr
Bullingerhaus, Jurastrasse 13, Aarau

Die Kosten werden von den beiden Aargauer Landeskirchen übernommen. Anmeldung bis 19.2.:
www.aareka.ch/weiterbildungskurse/
anmeldeformular/

Grenzüberschreitungen und sexuelle
Übergriffe

Basiskurs B1 Prävention und Intervention. Die Teilnehmenden erhalten Informationen über die Dynamik zwischen Opfer, Tatperson und Umfeld, und sie reflektieren anhand von Fallbeispielen Risikosituationen aus dem kirchlichen Alltag. Mit Kerstin Bonk, Fachstelle Frauen, Männer, Gender, Präventionsverantwortliche der reformierten Landeskirche Aargau, und Olivia Slavkovsky, Fachstelle Jugend. Referentin: Ute Spiekermann, Fachstelle zur Prävention sexueller Ausbeutung, Limita, Zürich.

Di, 10. März, 18–21 Uhr
Haus der Reformierten, Stritengässli 10, Aarau

Der Anlass ist kostenlos. Anmeldung bis 26.2.: www.ref-ag.ch/informationen-medien/veranstaltungen/

Leserbriefe

reformiert. 12./2019, S. 1

Im neuen Nationalrat hat die Kirche
eine stärkere Lobby

Mehr Gewicht

Sie schreiben zum Thema Konzernverantwortungsinitiative: «Gegenüber der ursprünglichen Initiative sollen zudem nur Konzerne mit mehr als 500 Mitarbeitenden in die Pflicht genommen werden.» Dann wird die Firmenleitung dafür sorgen, dass es keine Firma mit mehr als 500 Mitarbeitenden mehr gibt. Das ist ganz einfach, man splittet die Anzahl der Mitarbeitenden auf! Sie schreiben im Artikel ja selber: «Im Abstimmungskampf bekommen wirtschaftliche Argumente mehr Gewicht.»
U. Zimmerli, Aargau

«Nützliche Idioten»

«Nützliche Idioten» nannten die Bolschewiki den bürgerlichen Klassenfeind, wenn der dumm genug war, sich vor den linken Karren spannen zu lassen. In diesem Sinne ist der schweizerische Kirchenbund ein nützlicher Idiot neolinker Politik, indem er sich öffentlich marxistischen Grössenphantasien, von der unsäglichen Konzernverantwortungsinitiative bis zum radikalgrünen Umweltschutz verschreibt. Und besonders dreist ist es, wenn Delf Bucher das Verhältnis von Herr und Knecht noch umkehrt und behauptet, die neolinken Politneulinge im Parlament würden eine Lobby für die Kirche bilden. Da lachen sich die Marxisten ins Fäustchen.
Wilhelm Schlatter, Turbenthal

reformiert. 12./2019, S. 1

Schweizer Reformierte mit ihrem Ja
nicht allein

Mit oder ohne uns?

Insgesamt drei Artikel der Ausgabe Nr. 12 von «reformiert.» sind der positiven Stellungnahme des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes zur Ehe für alle und ihrer Umsetzung in der aargauischen Kantonalkirche gewidmet. Unter dem Strich wird Zustimmung erwartet. Seite 1: Wir liegen im europäischen Trend. Seite 2: Die Diskussion hat stattgefunden – im Pfarrkapitel. Renitenten Pfarrpersonen wird «Gewissensfreiheit bei Kasualien» in Aussicht gestellt. Seite 9: Einspruch gegen die Trauung gleich-

geschlechtlicher Paare ist unerwünscht («Niemand soll ...»). Das Zufallsmehr von 30 zustimmenden und 29 ablehnenden ordinierten Stimmen zugunsten der Reglementsänderung wird dank Höhergewichtung der Stimmen der weiblichen Pfarrpersonen zum absoluten Mehr erklärt. Schliesslich wäre noch der treffend formulierte Leserbrief auf Seite 13 zu nennen, der an sich genügt, um die Zustimmung ins Gegenteil zu kippen. Anmerkung zu 1: In der Schweiz haben sich vier Kantone und drei politische Parteien in der Vernehmlassung gegen den europäischen Trend gestellt. Aufgrund des besonderen Auftrags der Kirche, der in der ursprünglichen Formulierung der parlamentarischen Initiative zur gesetzlichen Regelung gleichgeschlechtlicher Lebensgemeinschaften ausdrücklich erwähnt wird, wird von der Kirche erwartet, dass sie gesellschaftliche Trends hinterfragt statt ihnen blind zu folgen. Anmerkung zu 2: Die ausdrückliche Beschränkung eines allfälligen Vorbehalts auf Kasualien legt nahe, dass eine Pfarrperson, die in Verkündigung, Katechese oder Seelsorge sich mit ihrer Neigung zugunsten der Ehe als Mann-Frau-Verbindung outet, um ihre Stellung, wenn nicht gar Stelle bangen muss. Frage: Sind wir damit einverstanden, dass unsere Kinder und Enkel per oberkirchenträchtige Weisung in Richtung Homo-Ehe gecoucht und gepolt werden? Sind wir als Gesellschaft und als Kirche bereit, die Kosten zu tragen, wenn als Folge davon das Recht auf Gleichbehandlung vor dem Traualtar um die sich abzeichnende weitergehende Forderung des Rechts auf finanzielle Nichtdiskriminierung bei der extern induzierten Fortpflanzung erweitert wird? Schlussfolgerung: Die im Trend liegende Reduktion der ehelichen Verbindung von Mann und Frau auf ein beliebig manipulierbares soziologisches Konstrukt verkennt die Ehe als Produkt einer für sie konstitutiven Ungleichheit. Mit der Erweiterung der Palette vor dem Traualtar wird das Produkt «Ehe» zu etwas grundsätzlich anderem umgedeutet. Der Paradigmenwechsel betrifft uns alle, auch die nach der geltenden Regel der Geschlechterungleichheit Verheirateten, die im Übrigen vom Gesichtspunkt der Rechtsgleichheit her schon bisher niemanden ausschloss, wie

dies der nach Pfr. Weber-Berg zitierte Ausdruck «unzulässig» (Seite 9) fälschlicherweise suggeriert. Die Absicht der Kirchenleitung, den Zugang zu einem – keineswegs glaubensirrelevanten – Gut möglichst barrierefrei zu gestalten, ist zu würdigen. Die Diskussion darüber – unter Berücksichtigung der absehbaren Folgen – darf aber nicht auf den von ihr besoldeten Personenkreis beschränkt werden.
Thomas Bearth, Spreitenbach

Ihre Meinung interessiert uns.
redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Storchengasse 15, 5200 Brugg.
Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 702724 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broeilemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)

Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Aargau

Auflage: 100 017 Exemplare (WEMF)
46609 reformiert. Aargau: Erscheint monatlich
Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau, Aarau
Präsidium der Herausgeberkommission:
Gerhard Bütschi-Hassler, Schlossrued
Redaktionsleitung: Thomas Illi
Verlagsleitung: Hans Ramseier

Redaktion und Verlag

Storchengasse 15, 5200 Brugg
Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71
redaktion.aargau@reformiert.info
verlag.aargau@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Bei der jeweiligen Kirchgemeinde

Inserate

Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 3/2020
5. Februar 2020

Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Porträt

Das eigene Privileg als Verpflichtung

Solidarität Yvonne Kurzmeyer weiss, dass sie viel Glück hatte. Deshalb will sie sich für Menschen engagieren, denen es weniger gut geht als ihr.



Am liebsten Lebensmittel aus der Nähe: Yvonne Kurzmeyer im Hofladen «La Fèrme 1794» in Murten.

Foto: Manuel Zingg

Was sie mit dem Preisgeld machen will, weiss Yvonne Kurzmeyer noch nicht. 200 000 Franken hat sie von der Brandenberger-Stiftung erhalten, die jährlich Personen auszeichnet, «die sich unter grösstem Einsatz um das Wohl der Menschheit verdient gemacht haben».

Es ist 19 Jahre her, dass Kurzmeyer die Berner Tafel initiierte, aus der ein schweizweites Projekt wurde. Die Schweizer Tafel verteilt heute in zwölf Regionen täglich etwa 16 Tonnen überschüssige Lebensmittel von Grossverteilern an soziale Institutionen wie Obdachlosenheime, Gassenküchen oder Notunterkünfte. Für das Projekt nutzte Kurzmeyer ihr Netzwerk von Grossbanken bis Unternehmensberatungen und investierte 700 000 Franken aus dem eigenen Vermögen. «Hätte ich arbeiten müssen, hätte ich das Projekt nicht verfolgen können», sagt die Exfrau eines Bankiers.

Der Aufstieg des Vaters Die Welt sei ungerecht, sagt Kurzmeyer. «Die einen werden reich, die anderen arm geboren.» Bereits als Kind erkannte sie, dass sie privilegiert ist. Ihr Vater kannte beide Seiten. Denn er schaffte den Aufstieg vom Sohn eines Knechtes und einer Magd zum Unternehmer. Seine Herkunft vergass er nie. «Ich hö-

Der Aufstieg des Vaters

re ihn heute noch sagen: Hartes Brot ist nicht hart, kein Brot ist hart.» Der Vater liess die Tochter immer wissen, dass ihr Lebensstil nicht selbstverständlich sei, und hielt sie

re ihn heute noch sagen: Hartes Brot ist nicht hart, kein Brot ist hart.»

Der Vater liess die Tochter immer wissen, dass ihr Lebensstil nicht selbstverständlich sei, und hielt sie

Yvonne Kurzmeyer, 63

Die Luzernerin besuchte das Primarlehrerseminar und eine Handelsschule. Nach Stellen in der Hotellerie war sie Verkaufsleiterin in der väterlichen Firma. Seit 2014 amtiert Kurzmeyer als Ehrenpräsidentin in der von ihr gegründeten Schweizer Tafel. Sie wohnt in der Nähe des Murtensees.

dazu an, Verantwortung zu übernehmen, für jene, denen es weniger gut geht. «Ich bin das Gejammer leid, was alles schlecht läuft auf dieser Welt», sagt Kurzmeyer. Sie wolle lieber etwas verändern.

So war es bereits 2001, als sie sich mit der Gründung der Berner Tafel gegen die Lebensmittelverschwendung und für die Sensibilisierung für Armut in der Schweiz einsetzte. Heute beschäftigt sie unter anderem die Einsamkeit in der Schweiz. Sie will Gastronomen in Murten davon überzeugen, in ihren Restaurants Gemeinschaftstische einzurichten. Tische, an die sich jene Gäste setzen können, die das Gespräch mit anderen suchen.

Wenn der gebürtigen Luzernerin eine Idee sinnvoll erscheint und ihr Freude bereitet, dann verfolgt sie ihr Ziel hartnäckig. «Ich gebe

«Wenn ich ein Projekt verfolge, bin ich ganz schön hartnäckig.»

nicht so schnell auf, wenn ich ein Projekt umsetzen will.» Sie lacht. Überhaupt lacht Kurzmeyer oft beim Gespräch im Café des zum Bio-Hofladen umgebauten Bauernhofs «La Fèrme 1794» in Murten.

Das Gleichgewicht finden

Die 63-Jährige ist sich bewusst, dass es Glück braucht, zur richtigen Zeit mit den richtigen Leuten zu reden, um ein Projekt umsetzen zu können. «Vielleicht ist das altmodisch, aber ich gehe lieber persönlich vorbei oder rufe an, als dass ich eine Mail schreibe.» Sie will eine unmittelbare Reaktion auf ihre Idee.

Die zweifache Mutter ist gerne von Menschen umgeben. Seit ihre Kinder ausgezogen sind, ist das Gästezimmer ständig von Freundinnen belegt. Zurzeit wohnt eine Bekannte bei ihr, die nach 15 Jahren im Ausland in der Schweiz wieder Fuss fassen will. «Jeder Mensch hat etwas zu geben», sagt Kurzmeyer. «Egal ob Geld, Zeit oder Leidenschaft.» Wichtig sei, die Balance zwischen Nehmen und Geben zu finden.

Yvonne Kurzmeyer vertraut darauf, dass ihr bald eine gute Idee kommt, wie sie das nun auf einem Konto parkierte Preisgeld gemeinnützig einsetzen kann. «Ich lasse mich treiben.» Unter Druck zu entscheiden, sei nie gut. Nicola Mohler

Gretchenfrage

Chris von Rohr, Musiker:

«Auf Erden ist Gott für mich gelebte Liebe»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr von Rohr?

Gott ist eine universelle Kraft, die alles natürlich regelt. Auf Erden ist Gott für mich gelebte Liebe, ich glaube nicht an einen personifizierten Gott. Viele Kirchen spielen mit der Ungewissheit, was nach dem Tode kommt, mit diesen Schuld- und Sühne-Höllenbildern, aber es gibt nur die menschengemachte Hölle. Nach dem Tod sind alle gleich: Sternentaub in der universellen Suppe. Von der Kirche wünsche ich mir mehr Seelsorge für Menschen in Not, sonst werden die Gotteshäuser noch leerer, und Sekten haben noch mehr Zulauf.

Ihre Biografie heisst «Himmel, Hölle, Rock'n'Roll». Wofür stehen darin der Himmel und die Hölle?

Der Himmel für die Höhepunkte und Magie im Leben, die Hölle für Tiefschläge. Rock'n'Roll für Musik und Liebe, die mich gerettet haben. Musik ist Therapie. Ich kenne nichts Stärkeres, um Gefühle und Anliegen auszudrücken und Menschen zusammenzubringen. Ein gutes Konzert feiert das Leben auf freistem und höchstem Level.

Sie pfeifen auf die konventionellen Pfade und leben unbeirrt Ihre Leidenschaft für die Musik. Woher haben Sie diese Kraft?

Aus meinen Genen, meiner sozialen Herkunft und aus den Sternen. Meine Eltern waren grossartig, trotz allen Spannungen. Meine Mutter brachte mir bei, gross zu denken und Vollgas zu geben, ohne die wichtigen Details und eine gewisse Sorgfalt aus den Augen zu verlieren. Mein Vater konnte seine künstlerische Ader nicht ausleben, das übernahm ich für ihn.

Welche Werte vermittelten Sie Ihrer Tochter?

Zu Weihnachten dankte sie mir, ihr meine Lebenslust und meinen Mut vererbt zu haben. Wie wunderbar! Auf dem Sterbebett kümmert dich nicht, wie viele goldene Schallplatten an den Wänden hängen sondern, ob du als Vater gut genug warst. Interview: Anouk Holthuisen



Chris von Rohr (69) gründete die Rockband Krokus und war elf Jahre Produzent von Gotthard.

Foto: zvg

Christoph Biedermann



Tipp

Spendenaktion

Saatgut – Erbgut der Menschheit

Der Klimawandel wird unsere Gesellschaft noch lange Zeit stark beschäftigen. Welch enorme Auswirkungen er hat, wissen Entwicklungsorganisationen besonders gut, denn in den armen Ländern zeigen sich die Auswirkungen – Dürre, Fluten und andere extreme Wetterverhältnisse – am deutlichsten. Es kommt vermehrt zu Missernten und Hungerkatastrophen und zu Konflikten um Wasser und Land.

In der diesjährigen Kampagne von «Brot für alle», «Fastenopfer» und dem christkatholischen «Part-

ner sein» wird das Saatgut in den Mittelpunkt gestellt. Es soll deutlich werden, wie wichtig die Bewahrung von traditionellem Wissen und regionalem Saatgut für die Ernährung der Menschheit ist. Neue Sortenschutzgesetze bedrohen immer mehr den Zugang der lokalen Bauern zum traditionellen einheimischen Saatgut und machen sie abhängig von mächtigen Agrarfirmen. Eine Landwirtschaft, die auf natürlichem und regional angepasstem Saatgut baut, ist eine der vielen Antworten auf die Bedrohungen durch den Klimawandel. kk

Fastenkampagne: 26. Februar bis 12. April 2020. Mit Gottesdiensten, Aktionen und Informationsveranstaltungen in vielen Gemeinden. www.sehen-und-handeln.ch